

StuDeO

Studienwerk Deutsches Leben
in Ostasien e.V.



StuDeO – INFO



Dezember 2009

Studienwerk Deutsches Leben in Ostasien e.V.
(StuDeO)

侨居东亚生活资料集

Homepage: www.studeo-ostasiendeutsche.de

Gegründet wurde StuDeO als gemeinnütziger Verein 1992 von Ostasiendeutschen mit dem Ziel, die Verbindung mit Ostasien wachzuhalten, zurückblickend auf die eigenen Erinnerungen und offen für den ständigen Wandel. StuDeO hat sich die Aufgabe gestellt, die Kontakte zwischen den deutschsprachigen und asiatischen Kulturkreisen aufrechtzuerhalten, neue zu knüpfen und Zeitzeugnisse zu sammeln, um sie für die Nachwelt zu bewahren und der Forschung zur Verfügung zu stellen.

Bitte unterstützen Sie unsere Arbeit und werden Sie Mitglied im StuDeO.

Jährliche Mitgliedsbeiträge, jeweils fällig im ersten Quartal des laufenden Jahres bzw. bei Beitritt innerhalb von drei Monaten

Einzelpersonen € 20 / US \$ 25 / CAN \$ 31

Ehepaare € 27 / US \$ 34 / CAN \$ 42 / juristische Personen € 75

Konto Studienwerk Deutsches Leben in Ostasien (StuDeO)
Konto-Nr. 7602 308, Postbank Hannover, BLZ 250 100 30;
IBAN: DE63 2501 0030 0007 6023 08, BIC: PBNKDEFF

Konto in den USA Members in North America are requested to send payments in the form of checks – made out to Bernd W. Sandt – to Bernd W. Sandt, PhD

Auf Überweisungen und Schecks, Inland und Ausland, bitte „Mitgliedsbeitrag“ oder „Spende“ vermerken und Absender angeben. Beiträge und Spenden sind steuerlich abzugsfähig, bis € 100 gilt der Überweisungsbeleg als Nachweis. Für höhere Beträge stellt die Schatzmeisterin Spendenbescheinigungen aus.

Bitte richten Sie Ihre **Beitrittserklärung** schriftlich an Karin Bolognino.

StuDeO unterhält das von seinem Gründer hinterlassene **Wolfgang Müller Haus** in Kreuth/Oberbayern. Es dient als Begegnungsstätte für Ostasienfreunde und birgt auch das Archiv. Wünsche, es zu besuchen, um dort zu recherchieren oder es als Ferienhaus zu mieten (pauschal € 25,00 pro Tag), richten Sie bitte an die Verwalterinnen Renate Jährling oder ***

Impressum

StuDeO-INFO
ISSN 1866-6434

HERAUSGEBER

Studienwerk
Deutsches Leben
in Ostasien e.V.
(StuDeO)

REDAKTION

Ernst-Dietrich Eckhardt

Die StuDeO-INFOs erscheinen dreimal pro Jahr.
Redaktionsschluß jeweils 15. Februar / 15. Juli / 15. Oktober

Bitte richten Sie Ihre Manuskripte an die Archiv-Sammelstelle in Eichenau z.Hd. von Renate Jährling.

Titelbild – Gemälde von Sujatno Koempoel, indonesischer Maler (1912-1987), geboren in Surabaya auf Java. Straßenszene mit Flamboyant (holl.), einem Baum mit orange-roten Blüten, in der Kolonialzeit oft gemalt; 1950er Jahre. Das Gemälde ist ein typisches Beispiel für den sogenannten „Beautiful Indies Style“. – Privatbesitz.

(*) Hinweis:** der Klurname des Autors erscheint nur in der Druckausgabe

StuDeO-Vorstand

VORSITZENDER

Dr. Dieter Lorenz-Meyer †

KOMMISS. VORSITZENDE

Archiv-Sammelstelle
Renate Jährling

SCHATZMEISTERIN

Elke Meller

SCHRIFTFÜHRERIN

Karin Bolognino

REDAKTION

Ernst-Dietrich Eckhardt

FOTOTHEK

SONDERAUFGABEN

Henning Blombach

KONTAKTE SHANGHAI

Peter Cortum

KONTAKTE SÜDCHINA

Pastor Reinhard Gilster

Liebe Freunde und Mitglieder des StuDeO

Wir blicken auf ein – im wahrsten Sinne des Wortes – denkwürdiges Jahr zurück, das sich in vielerlei Beiträgen in unseren INFO-Heften niederschlug. Da wurde erinnert an wichtige Begebenheiten, die sich vor (runden) Jahrzehnten im letzten Jahrhundert in Ostasien ereigneten, schöne und erfreuliche, aber auch betrübliche, ja entsetzliche, jedenfalls allesamt des Erinnerens wert.

Erwähnt seien stellvertretend die Gründung der Deutschen Schule Kobe vor genau 100 Jahren, die in diesem Jahr ein neues Gebäude beziehen konnte. Sie tut sich schwer und kann sich nur kraft ihrer internationalen Orientierung halten. – Die chaotische wie schicksalhafte Repatriierung der Deutschen aus China nach dem Ersten Weltkrieg 1919 – die Große Flut in Tientsin 1939, vielen, besonders den damaligen Schülern noch in lebhafter Erinnerung, zumal sich der Schulbeginn verzögerte bzw. der Unterricht eine Zeitlang in Peitaiho oder Peking

stattfinden mußte.

In einer umfänglichen Zusammenschau kommen im vorliegendem Heft deutsche und österreichische Zeitzeugen zu Wort, die den Umbruch in China vor 60 Jahren hautnah miterlebten und manche sogar unter großen Schwierigkeiten das Land auf der Flucht vor den Kommunisten verließen.

Immer wieder dankbar sind wir für die Zeichen Ihres Vertrauens und Ihres Interesses, geäußert in zahlreichen Zuschriften, Recherchen und Anfragen in Sachen Archiv, ergänzenden Rückmeldungen zu den Beiträgen in den INFO-Heften, aber auch abzulesen an Neuanmeldungen, Geld- und Sachspenden, zu denen am erfreulichsten wieder ganze Nachlässe zählten.

Frohe Weihnachten und ein gesundes Neues Jahr wünscht Ihnen, liebe Mitglieder und Freunde samt Angehörigen,

das Vorstandskollegium des StuDeO

Heiligabend bei der Grünen Drachenbrücke

Alfred Mittag¹

Weihnachten stand vor der Tür, und wir beschlossen, die Feiertage zu einem Ausflug nach einer Bleimine zu benutzen, deren Besitzer kürzlich Anteile zum Verkauf angeboten hatte. Außerdem hatte man uns mit der Aussicht auf Wildschwein- und damit auf Leoparden-Jagd gereizt, denn wo Sauen als Landplage vorkommen, ist der gefleckte Räuber meistens nicht weit weg. Eine Einladung für uns drei Freunde war mit der Aufforderung, die Mine zu besichtigen, verbunden.

Die Gegend, in der sich diese Bleimine befindet, liegt südlich der Stadt Liling in Mittel-Hunan, wohin wir von Changsha aus Eisenbahnverbindung bis Chuchow und von Chuchow mit der Privatbahn der Pinshiang-Kohlenminen direkt bis Liling hatten. Liling war eine bedeutende Fabrikationsstätte für einfaches chinesisches Porzellan, d.h. heute für Gebrauchsporzellan für den chinesischen Markt.

Früher wurde auch Ware für den Export nach Japan und Europa/Amerika und auch Porzellan in Spezialwerkstätten hergestellt, von denen die besten Stücke an den chinesischen Kaiserhof gesandt wurden.

Als wir 1913 Liling passierten, arbeiteten nur noch die Öfen für die Gebrauchsware, und wie sich seitdem die Lage der Stadt gestaltet hat, entzieht sich meiner Kenntnis, da es für uns Europäer seit Jahren unmöglich ist und war, das von den Japanern besetzte Gebiet zu besuchen. Wenn also Liling nicht ganz von den Japanern bei der Besetzung zerstört worden ist, ist anzunehmen, daß bei dem zähen Festhalten der Chinesen an ihrer Tradition zumindest noch einige Öfen in Gang gehalten werden, deren Erzeugnisse auf sonst nicht handelsüblichen Wegen an den Verbraucher herangeführt werden. Und da importierte Farben und Abziehbil-

¹ Verfaßt Ende der 1930er Jahre. Alfred Mittag (geb. 1887 in Berlin, gest. 1950 in Hamburg) trat nach seiner kaufmännischen Lehre 1908 in die Firma seines Onkels Max Mittag in Shanghai ein. Später wird er nach Changsha versetzt, überwirft sich dann aber mit seinem Onkel, scheidet aus dessen Firma aus und tritt später in die Firma Alff & Co. (Export von Erzen und Metallen) in Hankow ein. Nach dem Ersten Weltkrieg repatriiert, kehrt er schon 1922 nach Hankow zurück, um dort wieder für Alff & Co. tätig zu werden. Von 1926 an ist er für einige Jahre bei der Exportfirma Garrels, Börner & Co. tätig, macht sich später selbstständig und wechselt 1936 zu Rohde & Co. (Ex- und Import). Während Tochter Sigrid und Sohn Fred 1937 zum Eintritt ins Gymnasium nach Deutschland geschickt werden, kehrt er mit seiner Frau Irmgard erst 1946 auf der „Marine Robin“ in die Heimat zurück.

der im Laufe der Kriegsjahre verbraucht sein dürften, werden die findigen Chinesen eben auf ihre alten Muster und Naturfarben zurückgegriffen haben, um ihren Handel und damit ihre Existenz aufrechtzuerhalten.

Wir drei brachen also am 24. Dezember [1913] mit dem ersten Zuge auf, kamen kurz vor Mittag in Liling an, wo wir durch einen bekannten Chinesen zwei Tragkulis zum Transport von Betten, Koch- und Eßgeschirr und Nahrungsmitteln hatten anwerben lassen, die unser auf das Mindestgewicht beschränktes Gepäck in vier Lasten verstauten und schon nach kurzer Zeit abmarschfertig waren. Unser erstes Ziel war die Grüne Drachenbrücke (Dsching Loong Dschau), in deren nächster Umgebung ein deutscher Steiger einer befreundeten Firma in einem Tempel mehr schlecht als recht hauste. Der Weg war bekannt, und wir brachten ihn in fünf Stunden hinter uns.

Das Gelände ist, wie meist in Hunan, zunächst hügelig, roter Lehm und mit Buschwerk bewachsen, wenn nicht Teepflanzungen sich an den Seiten hochziehen. Ja, hier wuchsen sogar Fächerpalmen, größere Bäume und einige Hügel waren ganz bewaldet. Das mag zum Teil daher rühren, daß der Chinese hier zur Feuerung mehr billige Kohle zur Verfügung hat als in anderen Provinzen und daher nicht so sehr auf Holz, Wurzeln und Gras für die Feuerung angewiesen ist.

Der Weg, es ist nicht etwa etwas Ähnliches wie ein deutscher Landweg, paßt sich genau dem Gelände an und nimmt den bebauten Feldern so wenig wie möglich Platz fort. Er ist im Durchschnitt nur so breit, daß zwei der einrädriigen Karren aneinander vorbei passieren können; sehr oft, vor allem auf sogenannten Hauptstraßen, befindet sich in der Mitte des Weges ein Steinbelag, damit die Räder der Karren bei Regenwetter nicht im Lehm versinken. So war auch unsere Straße, wir merkten kaum, daß sie dauernd anstieg, und doch sind wir in Dsching Loong Dschau circa 400 Meter über dem Meeresspiegel. Kurz vor Einbruch der Dunkelheit sahen wir die Brücke und auch den kleinen Tempel, in dem der Steiger wohnte, und wir machten uns durch ein paar Schüsse bemerkbar. Diese hatten dann auch die beabsichtigte Wirkung, denn ein Europäer trat vor das Tor des Tempels.

Wir machten uns bekannt und fragten ihn, ob er

nicht ganz schnell vor Einbruch völliger Dunkelheit ein Tannenbäumchen besorgen könne, alles Übrige hätten wir mitgebracht, wir gedächten mit ihm zusammen Weihnachten zu feiern. Das Bäumchen wurde geschlagen und in die Bude von Herrn G. gebracht. Er hatte sich den besten Seitenraum des Tempels einigermaßen abgedichtet, die Wände mit Papier verklebt und so mit geringen Mitteln sich einen Raum geschaffen, in dem er seine wenigen Habseligkeiten nebst Feldbett und einem Öf-



Eine Brücke auf dem Lande

Quelle: J.B. Grossier: Die Welt des alten China, S. 67

chen unterbringen konnte. Er wollte gerade traurig zu Bett gehen und so die Weihnacht verschlafen, als er unsere Schüsse hörte und sich sogleich sagte, daß dies Geknalle nicht von chinesischem Feuerwerk herrühren könnte. Man kann sich vorstellen, welch eine Freude Herr G. empfand, nun durch das unerwartete Erscheinen von drei

Landsleuten zum Fest überrascht zu werden.

Ehe wir an das Anputzen des Bäumchens gingen, mußten wir Platz für unsere Feldbetten finden. Der Tempel war, wie gesagt, sehr klein und zerfallen, nur das Dach war noch einigermaßen heil, und so blieb uns nichts anderes übrig, als unsere Betten direkt vor dem Altar aufzuschlagen und so die Nacht halb im Freien zu verbringen. Nun, dort im Süden war es selbst im Dezember nicht kalt, die Altargötter störten uns nicht, und wir haben alle prächtig geschlafen.

Das Bäumchen ist schnell geputzt, acht Lichtlein, Silberflimmer und Lametta, sogar einen Stern als Spitze bekommt es. Nun wurde das Festessen festgelegt. Herr G. hatte gerade ein paar Würste von seiner Firma zum Fest bekommen, die Flasche Cognac war „ausgelaufen“, was ja selbst bei der besten Post mal vorkommen kann. Seine wenigen Vorräte anzugreifen kam gar nicht in Frage, dafür hatten wir schon gesorgt. Es gab also erst mal Frankfurter Würstchen mit Sauerkraut aus der Dose und dann eine bereits in Changsha fertig gebakene Entenpastete und als Nachspeise eine Dose kalifornische Pfirsiche. Und als Getränk für alle eine Flasche Wodka und eine Flasche Burgunder, für jeden eine Flasche Bier und etliche Schnäpschen. Obgleich dies für Chinaverhältnisse bescheiden war, kam doch eine recht weihnachtliche Stimmung auf. Lieder wurden gesungen, und bei angelegter Unterhaltung verbrachten wir die halbe Nacht, bis das Öl in der Ölfunzel auf die Neige ging.

Das StuDeO gratuliert sehr herzlich seinen Mitgliedern und Freunden, die im Jahre 2009, hochbetagt, ihren Geburtstag begehen konnten, und wünscht ihnen alles erdenklich Gute.

100 Lebensjahre erreichte:

Ursula Bareuther-Nitze in Stuttgart

90 und mehr Lebensjahre erreichten:

Rudolf Krüer 99 J. in Bremen
 Ruth Wilberg 99 J. in Berlin
 Margot Lenigk 98 J. bei San Francisco
 Eva Coermann-Koops 97 J. in Hamburg
 Ena Junkel 97 J. in Los Angeles
 Erika Denklau 96 J. in Hamburg
 Ilse Drebing-Franck 96 J. in Schwetzingen
 Rose Joedicke 96 J. in Lugano
 Dieter von Hanneken 95 J. in Californien
 Albrecht Röhreke 95 J. in Aumühle
 Anneliese Veit-Sachse 95 J. in Frankfurt a.M.
 Hertha Wölcken-Gipperich 95 J. in Alfeld
 Ursula Frese-Berg 94 J. in Wedel
 Anna-Kath. Koch-Blume 94 J. in Aumühle
 Wilhelm Mann 94 J. in Berlin
 Ursula Marshall-Grohmann 94 J. in Aumühle
 Emil Schad 94 J. in Kornwestheim
 Helene Sonntag-Triebe 94 J. Allambie-H./Aus
 Max Tiefenbacher 94 J. in Aumühle
 Lotte Arnt 93 J. in Wetzlar
 Berta Kleimenhagen-Steybe 93 J. in Stuttgart
 Maria Wichmann-Redlich 93 J. in Berlin
 Ursula Correns-Vischer 91 J. in Tutzing
 Elinor Hoffmann-Göldner 91 J. in Neapel
 Elisabeth Zanker 91 J. in Marbach
 Walter Dello 90 J. Sault Ste. Marie/Ca
 Vera Katzenberger-Bader 90 J. in Baldham
 Carolina Kiessling 90 J. in Koblenz
 Werner Kiessling 90 J. in Koblenz
 Erika Stähle-Wittig 90 J. in Ludwigsburg

85 und mehr Lebensjahre erreichten:

Wolfgang de Beauclair 89 J. in Tucson/USA
 Elisabeth Exner 89 J. in Bad Wildungen
 Helga Becker 89 J. in Fellbach
 Elisabeth Huwer 89 J. in Berchtesgaden
 Ursula Jensen 89 J. in Ahrensburg
 Johanna Krupski-Busse 89 J. in Vierkirchen
 Hans-Georg Scharffenberg 89 J. in Meldorf
 Annelene Steinfeldt-Widmann 89 J. in Bremen
 Blanca Hedi Arndt-Renner 88 J. in Worcester/USA
 Ursula Frommelt-Statz 88 J. in Düsseldorf
 Carsten Grodtmann 88 J. in Vevey
 Edith Günther-Körner 88 J. in Wentorf

Lilli Hachmeister-Wömpner 88 J. in Berlin
 Jutta Jäger-Maurer 88 J. in Bremen
 Inge Koch-Kniepf 88 J. in Williamson/USA
 Inge Kutzbach-Breuer 88 J. in Stuttgart
 Wilhelm Osterfeld 88 J. in Lübbecke
 Marlies Poppenhäger-Stielow 88 J. in Gummersbach
 Wera Schoenfeld-Siemssen 88 J. in Aumühle
 Helga Selig-Trapp 88 J. in München
 Martha Strasser-Klein 88 J. in Icking
 Esther Unger-Gehrmann 88 J. in Starnberg
 Lola Westendorf-Parge 88 J. in Hamburg
 Lydia Ambühl-Eidenpenz 87 J. in Breitenbach/CH
 Elisabeth Hopp 87 J. in Hannover
 Helene Kühl-Redlich 87 J. in Berlin
 Inge Kütke-Cordes 87 J. in Willingen
 Max Kupka 87 J. in Hungenroth
 Peter H. Müller-Brunotte 87 J. in Stockholm
 Henny Pape 87 J. in Bremen
 Emilie Schwammel 87 J. in Wien
 Antonia Woike-Wietz 87 J. in Norderstedt
 Fridolin Berthel 86 J. in Baden-Baden
 Barbara Bieling-Semmelhack 86 J. in Hamburg
 Gisela Bowerman-Lange 86 J. in W.-Horsley/GB
 Inge Glässel-Köhler 86 J. in Biberach
 Wiltrud Gohdes-Tiefenbacher 86 J. in Aumühle
 Ursula Golde-Sachse 86 J. in Gera
 Carla Greis-Treppenhauer 86 J. in Dayton/USA
 Irmgard Grimm 86 J. in Kronberg
 Herwig Herr 86 J. in Grafing
 Martin Hudec 86 J. in Victoria/Ca
 Inge Kraut-Trapp 86 J. in Leinfeldern
 Inge Meyer-Becker 86 J. in Schorndorf
 Desmond Power 86 J. W.-Vancouver/Ca
 Walter Refardt 86 J. in Kobe
 Eddy Stengel 86 J. in Dortmund
 Gertrud Atzert-Schulze 85 J. Hann.-Münden
 Erika Dello 85 J. Sault Ste. Marie/Ca
 Günter Dölling 85 J. in Hamburg
 Barbara Helm-Schinzinger 85 J. in Seattle/USA
 Hildegard Herr-Pietzcker 85 J. in Grafing
 Eva-Inge Hintze-Kelsen 85 J. in Karlsruhe
 Fritz Hübotter 85 J. in Berlin
 Harold G. Lenz 85 J. Tinton Falls/USA
 Armin Rothe 85 J. in Radolfzell
 Renate Scharffenberg 85 J. in Marburg
 Helmut Siemssen 85 J. in Hamburg
 Carmen Turner-Weyers 85 J. in Schottland
 Militina Walther-Kohlmetz 85 J. in Hausham



*Denn er hat seinen Engeln befohlen,
daß sie dich behüten auf allen deinen Wegen.
(Psalm 91,11)*

Horst Harold Smith	27.08.2006	85 Jahre
Fritz Rapp	30.08.2006	81 Jahre
Irmgard Fessmann geb. Meyer	26.05.2007	fast 91 Jahre
Wolfgang Franke	06.09.2007	95 Jahre
Charlotte Wallenstein geb. Kallmann		
Alfred Lindenau	10.05.2008	75 Jahre
Margret (Rita) Holland	05.11.2008	81 Jahre
Lore Oehler geb. Flaadt	30.11.2008	85 Jahre
Ruth Küther geb. Klein	18.12.2008	fast 91 Jahre
Gottfried Weiß	24.12.2008	97 Jahre
Edith Heinisch geb. Lindmeyer	30.12.2008	93 Jahre
Dirk van der Laan	12.01.2009	70 Jahre
Stephan Michaelsen	27.01.2009	81 Jahre
Ingeborg Gade geb. Fach	12.02.2009	90 Jahre
Ilse Vornhecke geb. Husmann	21.02.2009	101 Jahre
Inge Andreae geb. Petzschke	25.02.2009	69 Jahre
Irmgard Wollny geb. Marschall	10.03.2009	79 Jahre
Monique Bürger	14.03.2009	82 Jahre
Prof. Ma Tsie	09.03.2009	92 Jahre
Ellinor Stingl geb. Rumpf	04.04.2009	88 Jahre
Marianne Ma geb. Würdinger	21.04.2009	88 Jahre
Hans-Heinz Tröger	21.04.2009	74 Jahre
Gisela Krüger (Laudien)	29.04.2009	fast 91 Jahre
Gerda Ehrhardt geb. Sachse	05.05.2009	91 Jahre
Reinhard Einsel	17.06.2009	
Barbara Pasemann geb. Gerngroß	15.07.2009	92 Jahre
Wolfgang Stange	26.07.2009	75 Jahre
Wolfgang Seele	29.07.2009	76 Jahre
Carl Michel Bürger	29.09.2009	63 Jahre
Harald Lühr	26.10.2009	83 Jahre
Fred Mittag	03.11.2009	83 Jahre

Ein erfülltes Leben in Harmonie zwischen den Kulturen Nachruf auf Ma Tsie (1916–2009) und Annemarie Ma (1920–2009)

Susanne Hornfeck

Am 9. März ist Prof. Dr. Dr. Ma Tsie, geboren in Peking, in Passau verstorben. Seine Frau Annemarie Ma geb. Würdinger aus Regensburg folgte ihm nur sechs Wochen später nach. Es war ein langes und ereignisreiches Leben, das die beiden, Seite an Seite, erfüllt von zwei Kulturen geführt haben.

Ma Tsie wurde in eine traditionelle Pekinger Gelehrtenfamilie hineingeboren; sein Vater sowie vier seiner Brüder lehrten an verschiedenen Pekinger Hochschulen (man nannte sie in Anlehnung an den Familiennamen „die fünf Pferde“), ein Onkel war Leiter des Palastmuseums. Dennoch war man auch dem Westen gegenüber aufgeschlossen; der kleine Ma Tsie wurde zunächst auf die École Auguste Comte, später auf das der Université Franco-Chinoise angegliederte Gymnasium geschickt. Nach dem Abitur ging er nach Deutschland, denn sein Vater, der in Japan studiert hatte, erachtete die Deutschen als Lehrmeister der Japaner. Um erst einmal Deutsch zu lernen, kam der junge Mann durch Vermittlung einer befreundeten Pekinger Familie nach Brandenburg an der Havel in die Obhut einer älteren Dame, Tochter des preußischen Generalobersts von Förster. Sie hatte schon früher chinesische Kinder betreut und organisierte jetzt nicht nur den Sprachunterricht durch einen pensionierten Schullehrer, sondern vermittelte dem jungen Mann auch erste und prägende Eindrücke der fremden Kultur. Mit 19 Jahren begann er sein Studium der Volkswirtschaft an der Münchner Ludwig-Maximilians-Universität. Nach dem Diplom 1939 wurde er bei Geheimrat Adolf Weber mit einer Dissertation zum Thema „Die Industrialisierung Chinas“ promoviert. Als er sie 1941 abgeschlossen hatte, herrschte sowohl in Deutschland als auch in seiner Heimat Krieg. Sein Doktorvater riet ihm deshalb zu einer weiteren Promotion und vermittelte ihn zu Prof. Karl d’Ester, Ordinarius der Zeitungswissenschaften. Aber er blieb auch der Liebe wegen. 1940 hatte er Annemarie Würdinger, Tochter eines fürstlichen Oberfinanzrats aus Regensburg, kennengelernt, die damals gerade in München ihr Kunststudium begann. Doch die Nationalsozialisten machten dem

jungen Paar mit ihren Rassegesetzen das Leben schwer. So wurde Ma Tsie zur Gestapo zitiert, und Annemarie drohte man mit Einweisung in ein Frauenarbeitslager. Daraufhin wich der Doktorand an den Chiemsee aus, die Kolloquien mit seinem Doktorvater wurden in Endorf abgehalten, und er besuchte nur noch sporadisch den kriegsbedingt ohnehin eingeschränkten Universitätsbetrieb. In seinem Beitrag für den Sammelband „Erlebte und gelebte Universität. Die Universität München im 19. und 20. Jahrhundert“ (Hg.: R. v. Bruch u. R. Müller, 1991) hat er seine Münchner Studienzeit mit der ihm eigenen Lebendigkeit beschrieben: Wie er von einem benachbarten Hörsaal aus die Flugblattaktion der „Weißen Rose“ und ihre unmittelbaren Folgen miterlebte, den Volltreffer auf die von ihm so häufig aufgesuchte Staatsbibliothek und die harten Lebensbedingungen der Kriegs- und Nachkriegsjahre. Das Rigorosum für sein zweites Doktorat fand in Bad Wörishofen und Endorf statt, wohin seine Prüfer evakuiert waren.

Unmittelbar nach Kriegsende heiratete das Paar, das trotz schwieriger Umstände zueinander gehalten hatte, in Ruhpolding, wo die Schwiegereltern ein Landhaus besaßen. Das Hochzeitsmahl bestand aus Karotten und Kartoffeln, der Bürgermeister machte den Trauzeugen. Ende 1946 begab sich die kleine Familie mit Tochter Nelly auf die dreiwöchige Schiffsreise nach Canton. Nun war es Annemarie, die sich an eine völlig neue Kultur und ein extremes Klima gewöhnen mußte; zur damaligen Zeit sicherlich keine leichte Aufgabe, zumal mit einem kleinen Kind. Dennoch begannen beide Mas bald darauf mit der Lehrtätigkeit an der Cantoner Sun Yat-sen-Universität, sie als Deutschlehrerin, er im Fachbereich Volkswirtschaft. 1950 zog die Familie nach Peking um, wo Ma Tsie die Leitung der deutschen Abteilung des Internationalen Pressebüros übernahm, einer Institution, aus der später der Fremdsprachenverlag hervorging, für den er bis zu seiner Pensionierung tätig war. Durch Vermittlung des Malers Xu Beihong unterrichtete Annemarie ange-



Das Ehepaar Ma 2006 am Bodensee

wandte Kunst an der Pekinger Kunstakademie. 1961 wurde die zweite Tochter Monika Pei geboren. Für eine Ausländerin dürfte das Leben im idyllischen Pekinger Hofhaus in der Lebensbaumgasse 10, wo sie ihre beiden Töchter großzog, vor allem während der turbulenten Jahre der Kulturrevolution nicht immer einfach gewesen sein. Doch sie konnte ihre künstlerischen Fähigkeiten an viele Jahrgänge chinesischer Studenten weitergeben. Als Augenmensch hat sie die Schönheiten des alten Peking und seiner Umgebung genossen, was in einem von ihr verfaßten Artikel über den Badeort Beidaihe aus den 1970er Jahren deutlich wird. Sie hat auf ganz persönliche Weise ihre deutsch-chinesische Symbiose gefunden, nicht zuletzt in ihrer hervorragenden, von beiden Welten beeinflussten Kochkunst.

Heute führen die beiden Töchter die Tradition der Kulturvermittlung weiter, Nelly an der Universität Passau, wo sie für den chinesischen Sprachunterricht verantwortlich ist, und Pei, die als gefragte Dolmetscherin hochrangige Delegationen begleitet. So war es naheliegend, daß es die Eltern nach seinem Ausscheiden aus dem Verlag wieder nach Deutschland zog, um im Kreis von Töchtern, Enkeln und Urenkeln ein geruhames und umsorgtes Alter zu genießen.

In Deutschland nahm Ma Tsie dann auch lebhaften Anteil an dem Wirken von StuDeO, mit dessen Begründer, Pastor Wolfgang Müller, er in regem Austausch stand. Ich selbst kannte Ma Tsie, den Vater meiner Studienkollegin, langjährigen Freundin und Co-Autorin Nelly, zunächst nur von dem hier abgebildeten Ölgemälde, das bei seiner Tochter im Wohnzimmer hängt. Der Chiemseer Maler Willibald Demmel hatte ihn 1945 porträtiert. Und ebenso wach habe ich ihn dann auch Jahrzehnte

später persönlich bei seinen gelegentlichen Besuchen in München erlebt, wo er am liebsten ganze Tage in der Staatsbibliothek verbrachte.



Ihm zuhören zu dürfen, wenn er von früher erzählte, war ein Privileg. Sein phänomenales Gedächtnis zauberte Namen und Jahreszahlen hervor und ließ Zeitgeschichte lebendig werden. Er kannte die Pekinger Intelligenz ebenso wie die deutschen Diplomaten, Journalisten und Politiker aus beiden Teilen Deutschlands, die während der Wiederbelebung der deutsch-chinesischen Beziehungen bei ihm Rat suchten.

Konkrete Bedeutung bekamen seine Erinnerungen für mich, als sich während der Recherche zu dem Roman „Ina aus China oder Was hat schon Platz in einem Koffer“ herausstellte, daß er bei eben jener Dame in Brandenburg gelebt und gelernt hatte wie meine kleine Protagonistin Ina einige Jahre nach ihm (Namen wurden im Roman geändert). Da durfte ich ihn einen Nachmittag lang ausfragen, was ihm sichtlich Spaß machte, und einige seiner Schilderungen habe ich in meinem Buch verarbeitet.

Von einem Schlaganfall konnte Ma Tsie sich nur schwer erholen und ist in diesem Frühjahr an den Folgen eines Sturzes gestorben. Wie das bei Ehepaaren, die einen langen gemeinsamen Lebensweg zurückgelegt haben, oftmals der Fall ist, hat ihn seine Frau nicht lange überlebt. Der Lebensweg von Ma Tsie und Annemarie Ma führte durch bewegte Zeiten und über kulturelle Grenzen hinweg, sie waren einander gute Weggefährten.

Als Kaufmann in Ostasien

3. Teil:

Zwischenstop in Hongkong und Weiterreise nach Shanghai

Alfred Kröger

Hongkong, den 21. Mai 1922

Gestern waren wir also auf dem Peak. Da der Streik der Barkassenführer noch andauert, waren wir wieder gezwungen, mit einem elenden Gefährt nach der Landseite überzusetzen. Eine halbe Stunde war ungefähr darauf vergangen, da absolut kein Wind herrschte, die Leute also die Segel nicht setzen konnten. Ich war, wie ich schon schrieb, mit dem Schiffsdoktor zusammen, der, da etliche Male

hier gewesen, die Wege etc. genau kennt. Mit einer Bahn, elektrisch betrieben, ging es in die Höhe, etwa 500 Meter. Die Steigung ist gemittelt etwa 50 %, und es sieht, wenn man unten steht, ganz gefährlich aus.

Nach zehn Minuten Fahrt waren wir oben und begannen nun unsere Wanderung um den Peak selbst. Man hat da schöne Wege angelegt, alles ist in den letzten Jahren ausgebaut worden. Von Hongkong

selbst sieht man dann später nichts mehr, wohl hat man aber einen guten Überblick über die Befestigungen, die der Stadt selbst vorgelagert sind. Die Japaner werden wohl alles schwarz auf weiß haben, was da zu sehen ist. Viel ist es ja nicht, aber immerhin sieht ein an Krieg gewohntes Auge doch allerhand. So sind z.B. zufällig verschiedene Erhöhungen und Vertiefungen angebracht, die ohne Zweifel zur Geschützaufstellung dienen sollen.

Nach ungefähr einer Stunde waren wir wieder an der Stelle, an der wir unsere Wanderung begonnen hatten. Nach unten sind wir aber zu Fuß weitergelaufen, was allerdings ungefähr zwei Stunden in Anspruch nahm. Der Arzt war bald zerlaufen [verschwitz], während mir das Klima außergewöhnlich kühl vorkam. Auf dem Berge wehte auch ein ganz erfrischender Seewind, wie man ihn selbst auf den Bergen Javas nicht hat. Aber feucht ist es hier. Der Feuchtigkeit wegen sieht man z.B. überhaupt keine Gardinen. In halber Höhe trafen wir das frühere deutsche Klubhaus, jetzt einen ziemlich verfallenen Eindruck machend und anscheinend von irgendeiner Messe¹ bewohnt. Es war einmal! Zur Dinner Zeit waren wir wieder an Bord, zumal ich ja um 7 Uhr wieder „zu Hause“ sein muß.

Die Musik in den Kaffees ist schlecht. Noch schlechter sind die Zeitungen, zwei Stück in englischer Sprache, die hier erscheinen. In diesen beiden Punkten ist man auf Java viel weiter. Hongkong selbst ist viel teurer als Java. Wie gewonnen so zerronnen! Umrechnen darf man hier nicht, sonst hat man keine ruhige Minute mehr. Man ist hier im Handumdrehen ein Gehalt los, wie Du es, lieber Vater, vor dem Kriege gehabt hast, d.h. während eines Jahres. Da jedes Hinterland hier fehlt, und Canton, wenn man es einmal gesehen hat, auch keine besonderen Reize mehr hat, möchte ich auf keinen Fall längere Zeit hier sitzen. Die Temperatur ist wohl hier etwas niedriger als auf Java, aber wenn man einen Monat da ist, kennt man ja jeden Weg und Strauch. Es ist deshalb leicht verständlich, daß das Klubleben hier viel mehr ausgebreitet ist als auf Java. Die Leute sind aufeinander angewiesen, was auf Java nicht überall der Fall war. Dann, wie gesagt, sehr schlechte Zeitungen und ebenso schlechte Musik. Dann sieht man hier viele sehr ältliche Damen, die es auf Java überhaupt nicht gibt. Weiß der Himmel, wo die alle herkommen. Eine sehr große Anzahl Fremder ist ja regelmäßig hier, zumal die meisten Dampfer ihre Passagiere ein paar Tage absetzen. Nur die französischen Mailboote gehen durch und haben nur ein paar Stunden Aufenthalt.

¹ Wohngemeinschaft mehrerer Junggesellen, oft aus derselben Firma.

Im Gegensatz zu Java sieht man hier viel mehr gebildete Chinesen. Die chinesische Tracht kann mir heute noch nicht zusagen, man muß sich aber wohl daran gewöhnen. Die schwarzen Sachen sind meiner Ansicht nach abscheulich, und nur die Kulis auf Java tragen solchen Rummel. Hier läuft aber sehr viel besseres Volk auch in schwarz. Die chinesischen Mädels sehen teilweise ganz nett aus. Das Haar haben sie vorn abgeknipt, während der weitaus größte Teil nach hinten in einen starken Zopf zusammengeflochten ist. Glücklicherweise sieht man nur wenige Frauen, die in ihrer Jugend die Fußqual durchgemacht haben. Unter den Kindern habe ich überhaupt niemanden gesehen, der auf diese Weise behandelt wird. An Schenswürdigkeiten hat Hongkong noch einen Botanischen Garten, der aber absolut nichts darstellt gegenüber Buitenzorg.² Die Universität macht einen netten Eindruck, war leider aber dieser Tage geschlossen, so daß ich mich über die Lehrpläne nicht informieren konnte.



Botanischer Garten, Hongkong 1922

Den 23. Mai 1922

Ich bin nun doch noch auf einem anderen Dampfer gelandet, und zwar auf der „Angers“ der Co. Messageries Maritimes, Marseille. Ich schrieb Euch schon, daß in Hongkong ein Streik der Barkassenführer einschließlich Heizer war. Da wir nun auf der „Tjisondari“ doch immerhin etwas Ladung hatten und am Wall selbst kein Platz zum Löschen war, mußte im Hafen gelöscht werden, wozu aber die Barkassen unbedingt nötig sind. Man hat nun wohl aus dem Schiffspersonal eine Barkassenbesatzung zusammengestellt, aber dadurch dauert das Löschen sehr lange. Es war für mich deshalb viel besser, die „Tjisondari“ zu verlassen und mit der erstgenannten Gesellschaft nach Shanghai weiterzugehen, zumal ich ja jeden Tag, den wir in Hongkong zubringen, bezahlen muß. Also bin ich gestern Vormittag nochmals an Land gewesen und habe mich bei den verschiedenen Dampfergesell-

² Berühmter Botanischer Garten auf Java.

schaften erkundigt. Das Günstigste war noch die französische M.M. Gegen fünf Uhr kam das Boot, 15.000 Tonnen groß, an, und heute früh waren wir bereits wieder in der See.

Nach allem zu urteilen, war der Dampfer „Angers“ früher in deutschem Besitz. Er ist in Hamburg gebaut, die verschiedenen Aufschriften auf den Wasserhähnen, Fenstern sind alle in deutscher Sprache. Die Besatzung ist ganz gering, etwa nur 25 Personen in der Ersten Klasse. Die Ausstattung des Schiffes ist gut, d.h. bis auf das, was neu ist. Das Geschirr etc. ist in einem weniger guten Zustand. Verschiedentlich sind Ecken abgesprungen. Die Kaffeetassen sind von enormer Größe, so daß man bald beide Hände zum Anfassen nehmen muß. Die Verpflegung ist eben ganz europäisch, aber gut, bis auf den Kaffee, der Aufwaschwasser gleicht. Seit eineinhalb Jahren habe ich ja europäischen Kaffee nicht mehr getrunken, sondern nur noch Extrakt, der dann nach Belieben mit Milch verdünnt wird. Nun bekommt man mit einem Male wieder einen großen Pott europäischen Kaffee; der schmeckt nicht mehr.

Das Schiff macht, was die Ausstattung betrifft, einen abgewirtschafteten Eindruck. Viele Rohrstühle sind entzwei, im Eßzimmer fehlen verschiedene Lampen, die WCs sind schmierig, die Fußböden dort, wo sie nicht aus Zement sind, abgelaufen, Teppiche teilweise ausgefranst, kurz, man merkt, daß die Unterhaltung des Schiffes nicht die beste ist.

An Passagieren habe ich nur ein amerikanisches Ehepaar kennengelernt, mit dem ich esse. Wir drei Personen sitzen etwas abseits von den übrigen Passagieren. Es sind im Eßzimmer, nach deutscher Art, kleine Tische mit höchstens Platz für sechs oder acht Personen; die holländischen Schiffe verfügen stets über große Tafeln, an denen etwa vierzig Personen Platz haben.

An Bord der „Tjisondari“ hatten wir drei Männer abgesprochen, zum Dinner nicht erst große Toilette zu machen, es war ja auch dort absolut unnötig. Hier habe ich mich aber doch gestern in schwarz geworfen, das erste Mal! Wenn man mal die weißen Sachen ausgezogen hat, sieht man erst, wie braun man doch erst mit der Zeit geworden ist. Man sieht aus wie ein Neger.

Mit meinen französischen Sprachkenntnissen sieht es übel aus. Ich habe es deshalb vorgezogen, mich mit dem Personal nur auf Englisch zu unterhalten, stoße dabei aber auch auf große Schwierigkeiten, da von der gesamten europäischen Bedienung nur ein Mann englisch spricht. Es kommt einem übrigens wieder recht komisch vor, daß man von Europäern bedient wird. Ich getraue mich kaum, dem Kabinenjungen (hier garçon) meine Schuhe zum

Reinmachen zu geben. Wenn man längere Zeit immer von Javanern oder Chinesen bedient worden ist, ist diese Veränderung tatsächlich etwas unangenehm. Die Behandlung seitens des gesamten Personals ist überaus zuvorkommend, obwohl man weiß, daß ich Deutscher bin.

Die Schiffsbibliothek ist ziemlich reichhaltig, entsprechend eben dem Umfang des Schiffes. Aber auch hier keine deutschen Bücher. Auf der „Tjisondari“ war es genauso. Alles war vorhanden, von dem neuesten Buch von Norman Angell an bis zur „Illustration“, nur keine deutschen Bücher. Auf all diese Schiffe gehört die Leipziger Illustrierte Zeitung zum mindesten, die es, was Ausstattung und Inhalt betrifft, mit der „Illustration“ gewiß aufnehmen kann.

Zu sehen ist draußen nur Wasser und nochmals Wasser und ab und zu ein kleines Schiffchen, klein im Verhältnis zu „Angers“. Es sind meistens chinesische Küstendampfer, die aber fünf Tage nach Shanghai nötig haben.

Vor Shanghai, den 24. Mai 1922

Es ist abends 9 Uhr, und da die See augenblicklich einmal etwas ruhiger ist, will ich gleich noch meinen Bericht abschließen. Ja, heute früh, als ich munter wurde, herrschte ein böser Sturm. Wohl erinnere ich mich noch, daß in der Nacht jemand kam und das Fenster meiner Hütte [ndl.: Kabine] schloß, aber sonst hatte ich absolut nichts gemerkt. Und dabei herrschte heute früh eine Temperatur, man könnte im Verhältnis zu Java sagen: Frost. An ein Anziehen der Java-Kleidung war nicht zu denken, also wieder zum ersten Male ein europäisches Kostüm, mit Kragen, Schlips und all den Errungenschaften. Es ging aber noch ganz gut. Froh bin ich, daß ich von Java noch zwei Anzüge von einem Bekannten mitgenommen hatte, der eben aus Holland angekommen war und fürchtete, daß die Sachen ihm verderben könnten. Denn den einen Anzug, den ich seinerzeit von Europa mitnahm, kann ich hier an Bord nicht gut tragen.

Ich bin nun auch hinter den ursprünglichen Namen des Dampfers gekommen. In jeder Hütte befindet sich ein Tresor, dessen Aufschriften in deutscher, spanischer und portugiesischer Sprache mir einen weiteren Anhalt boten. Heute war ich ganz oben, um ein Radiotelegramm nach Shanghai aufzugeben, und da entdeckte ich auf den Rettungsbooten den Namen „Kap Arkona“ Hamburg. Es handelt sich also um den deutschen Dampfer „Kap Arkona“, der vor dem Kriege im Dienste der Hamburg Südamerika Linie war und dann ausgeliefert worden ist. Daher die vorzügliche Einrichtung, wenn auch vieles, wie ich Euch schon schrieb, arg mitgenommen ist.

An der Tafel haben sich noch ein englischer Kapitän und ein englischer Reisender [*früher geläufig für Handelsvertreter*] eingefunden, die alle zwei sich im Schimpfen auf Frankreich nicht genug tun können. Sie wissen wohl nicht, daß ich Deutscher bin, sonst würden sie sich vielleicht etwas mehr in acht nehmen. Aber köstlich ist es doch, etwas in dieser Richtung zu hören. Alle klagen sie über den unsauberen Zustand des Schiffes und auch über die anderen, französischen Passagiere. Dabei hat der englische Kapitän alle Ursache, erst einmal selbst Unterricht im Essen zu nehmen; vielleicht ließe sich dann aus ihm noch etwas machen. Ich habe dies übrigens öfters gesehen, daß die Schiffskapitäne meistens recht gewöhnliche Leute sind und nicht einmal so viel Sens haben, sich das Gute bei anderen Passagieren abzusehen.

Der englische Reisende war drei Wochen auf Java gewesen, ohne etwas verkaufen zu können, während er in Hongkong ganz gute Geschäfte gemacht haben will. Singapore ist volgens [*gemeint wohl: nach*] seiner Meinung der schlechteste Platz, was den Handel mit Ostasien betrifft. Von Shanghai verspricht er sich sehr viel. Da er in Lebensmitteln handelt, interessiert mich seine ganze Sache wenig. Morgen gegen fünf Uhr sollen wir in Shanghai sein. Ich habe telegraphiert, daß ich mit ss „Angers“ eintreffe. Sie mögen mal irgend jemand nach dem Hafen senden, denn es ist kein Spaß, stets mit den Kulis zu verhandeln, und zwar allein mit den Hän-

den. Außerdem habe ich kein Shanghai Geld mit mir, und Hongkong Geld wird man nicht haben wollen.

Wie wird es in Shanghai aussehen und wie lange werde ich wohl bleiben? Die Reise nach hier hat mir wieder sehr gut gefallen, so daß ich wohl nicht jahrelang in Shanghai bleiben werde. Heute denke ich mir, so ungefähr zwei Jahre dort zuzubringen, nach Ablauf dieser zwei Jahre mit der Bahn nach Europa zurückzukehren und dann nochmals nach einer anderen Richtung. Vielleicht versuche ich es dann auch nochmals in Japan; bis heute ist dies das einzige, was mir noch nicht geglückt ist. Die Leute in Japan passen auf und lassen Ausländer nur sehr ungern in ihren Betrieb schauen. Aber das ist bis zu einem gewissen Grade Zukunftsmusik, obwohl ich heute schon weiß, daß ich mein Leben in Shanghai nicht zubringen will. Zunächst gibt es wieder allerhand Neues zu lernen, und dann gilt es auch Geld zu verdienen und die Zustände in Nord-China so vollständig wie nur irgend möglich in sich aufzunehmen.

Über meine ersten Eindrücke in Shanghai schreibe ich Euch mit meinem folgenden Briefe. Bis dahin herzlichste Grüße

Euer Alfred

[*Nachwort: Sein weiteres Leben ist dann allerdings ganz anders verlaufen, als er sich das damals vorzustellen vermochte; er blieb noch fast zweieinhalb Jahrzehnte, bis 1946, in China.*]

Meine ersten Monate in Batavia¹

Edda Hachgenei

Schnell lebte ich mich in den neuen Lebenskreis ein [1925]. Unsere Nachbarn im Doppelhaus war eine deutsche Familie. Herr [*Arthur*] Langheim war Administrateur in einer zweiten Eisfabrik von Petodjo auf Manggarai. Es entwickelte sich eine nette Freundschaft mit Rösel Langheim, die bis heute andauert. Sie war es, die mich für das Leben in Batavia fit machte. So zogen wir beide gleich in den ersten Tagen los zum „Pasar Baru“. Da lehrte sie mich das „Tawaren“, das Handeln, das im ganzen Osten üblich ist und das man beherrschen muß, um bei allem, was man kauft, nicht der Dumme zu sein. Ich erstand einige Küchensachen und Stoff für Kissen für den noch etwas nackten Diwan in der Achtergalerij [*hintere Galerie*]. Allmählich trudelten meine Koffer und die Bücherkiste ein,

und unsere erste Anschaffung war denn auch ein Bücherschrank auf dem chinesischen Pasar (Markt), und der prangte nun als einziges Möbelstück im vorderen Zimmer. Wie haben wir jedes einzelne Buch, das wir auspackten, begrüßt und uns gefreut! Chinesen sind wunderbare Möbeltischler und für europäische Verhältnisse unerhört billig. Wir mußten halt noch sehr, sehr sparsam haushalten.

Für den ersten Monat hatte Hans im Hotel ein Essen-Abonnement genommen, das Jena [*die Köchin*] in einem Essenträger abholte. Aber schon nach ein paar Tagen verzichteten wir darauf, und ich kochte selber. Das heißt, ich nahm mein schönes neues Badisches Kochbuch und lernte daraus. Dann gab ich mein neu erworbenes Wissen an

¹ Vgl. „Als Braut 1925 zur Hochzeit in Batavia“, StuDeO-INFO Dez. 2008, S. 24-27. – Quelle: Hanns Hachgenei: Edda Hachgenei (1901-1988): Ihr Leben in Niederländisch-Indien bzw. Indonesien 1925 bis 1949 (hier: Auszug).

„kokki“ Jena weiter. In Erinnerung an unsere gute alte Anna empfand ich dankbar die Vorzüge des malaysischen Personals, das alles genau so macht, wie man es ihm zeigt oder sagt. Anna hatte hin und wieder ein „bissle“ verändert, und das wurde dann meistens ein Reinfall. Das Kochbuch, „Buku Pinter“, das gescheite Buch, wie Jena es nannte, wurde nun zur Quelle meiner und ihrer Kochkunst.



*Der riesige geflochtene Hut schützt die Verkäuferin vor Regen und Sonnenstrahlen
Quelle: Karl Helbig:
Zu Mahameras Füßen, vor S. 80*

Gemüse, Fleisch, Obst kaufte Jena sämtlich auf dem inländischen Markt, und dann wurde minutiös abgerechnet. Mit s'Peser (½ Cent), mit s'Pin-tjang (1½ Cent), Gobang (2½ Cent), Benggol (5 Cent), s'Pitjis (10 Cent), s'Talen (25 Cent). Für satu Rupiah (1 Gulden) bekam man ein reichliches Mittagessen für zwei Personen mit Fleisch oder Huhn und Obst

als Nachtisch. Weiß der Henker, wie sie die halben und die ganzen Cents auseinandergehalten hat.

Gewaschen und gebügelt (mit einem riesigen Holzkohlebügeleisen) wurde täglich von Suria mit arthesischem Wasser aus dem Ziehbrunnen. Ein Spülstein für das Geschirr stand im gedeckten Gang vor der Küche, und die Leitung dahin lag über der Erde, so daß das Wasser immer warm aus dem Hahn kam. Der Katjong, ein Kerlchen von vielleicht fünfzehn Jahren, versorgte den Garten, und Taipin versorgte das Haus, servierte und repräsentierte.

Außerdem rapportierte er täglich, wenn Hans heimkam, was die Njonja, das war ich, so alles getan hatte. Ich litt wenig unter der Hitze, aber nach ein paar Tagen waren mir die langen Haare lästig, und ich ließ sie mir beim japanischen Friseur abschneiden. Streng und entsetzt stellte Taipin, als ich heimkam, mich zur Rede: „Tuan tau?!“ (Weiß das der Herr?) Zornig entgegnete ich „Tuan mau!“ (Der Herr wünscht es!) Unter sorgfältigster Wahrung von Taipins „Gesicht“ wurde der Haushalt umorganisiert, und es kam für das Haus seine Tochter Una. Taipin blieb bei seiner Frau, aber bei uns wohnen. Es regelte sich alles zur Zufriedenheit. Es folgten nun all die offiziellen Besuche beim Chef, den Mitarbeitern und Bekannten von Hans, und da konnte ich dann mein in der Berlitz Schule erworbenes Holländisch üben.

Man bewegt sich als Europäer kaum zu Fuß durch die Stadt. Die fast durchweg eingeschossige Bauweise der Häuser und die oft sehr großen Gärten drum herum ergeben große Entfernungen im Stadtgebiet. Sonne und Hitze lassen einen Spaziergang allenfalls am Abend zu. Morgens um 6 Uhr hatten wir meist 26 Grad C. Bei der größten Hitze, so um 15 Uhr, 30 Grad und um Mitternacht noch immer 27 Grad. Diese Konstanz macht die Temperatur so schwer erträglich, aber erst die Kombination mit der hohen Luftfeuchtigkeit bewirkt die Erschlaffung beim Tropenfremdling. In der sogenannten nassen Jahreszeit hatten wir Mittelwerte der relativen Luftfeuchtigkeit zwischen 85 und 90 % und in den trockenen Monaten nicht unter 70 %. Und viele, viele Gewitter gibt es hier, sechsmal mehr als in Deutschland, im nahen Buitenzorg, in den Bergen, zählt man 322 Gewittertage im Jahr. Und wie es regnet, wenn es regnet! Die Wassermassen prasseln mit ungeheurer Stärke nieder. Das Wasser kommt oft wie eine geschlossene Mauer auf einen zu, man wird von unten ebenso so naß wie von oben. Laut Bauordnung muß in Batavia jedes Haus mindestens einen halben Meter über dem Straßenniveau liegen, man hätte sonst alle Augenblicke Überschwemmung in den Wohnräumen. Und wie die Sonne brennt! „De koperen ploert“ (der Messingschurke) nennt sie der Holländer. Sogar der Asphalt auf den Straßen wird mittags weich. Das erkennt man immer wieder an den Eindrücken der Pferdehufen.

Es gab zu jener Zeit eine große Anzahl von Beförderungsmitteln. Langsam rollten Hunderte von Taxis durch die Straßen und machten durch andauerndes Hupen auf sich aufmerksam. Standplätze gab es nicht, auch keine Verkehrsregeln. Die einzige Bestimmung war, daß der Chauffeur eine Begleitperson mit sich führen mußte. Dazu genügte etwa ein zehnjähriger Bub, der stolz das Amt des „Cornett“ [früher für: Fähnrich bei der Reiterei] einnahm. Ein Taxi zu nehmen war billig, billiger noch ein Pferdewägelchen. Davon gab es dreierlei, zunächst die „Sadoh“, ein zweirädriger Wagen für Kutscher und zwei Fahrgäste. Dann den „Deleman“, da hatten drei Fahrgäste Platz. Und schließlich die „Ebro“, das war ein Wagen mit vier Rädern, manchmal mit zwei Pferden bespannt. Dieses Gefährt kam am ehesten einer europäischen Kutsche gleich. Hie und da rutschte ein Pferd aus, passiert ist aber eigentlich wenig. Am verbreitetsten war natürlich das Fahrrad. Der Holländer wird ja sowieso bereits mit einem solchen geboren. Beamte, Employés [Angestellte], Schulkinder bewegten sich per „Fiets“ im unwahrscheinlichen Gewirr des Verkehrs. Sobald es das Einkommen erlaubte, schaffte sich der Europäer ein eigenes Auto an.

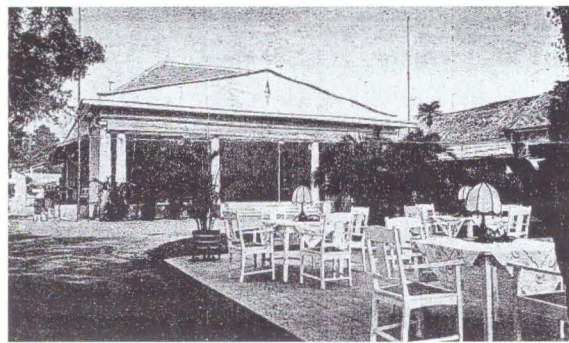
Man sah eigentlich nur amerikanische Riesenwagen.

Sonntags, frühmorgens sind wir des öfteren mit einer Ebro hinaus in die nähere Umgebung gefahren. Am Fluß, dem Tjiliwung entlang, ging es in ruhiger Fahrt ins weite Land. Wir bewunderten die Geschicklichkeit der Schiffer im felsigen Flußbett mit den vielen Strudeln und beobachteten das Leben in den friedlichen Dörfern. Wir sahen die emsigen Frauen, die bunt gekleidet wie Blumen in den Reissaatbeeten- und feldern arbeiteten und uns unter ihren riesigen Sonnenhüten freundlich zulachten. Kleine Buben, braune Nackedeis, thronten auf den mächtigen Karbauen [*Wasserbüffeln*], die den Knirpsen willig gehorchten. In friedlicher Interessengemeinschaft saßen kleine Vögel auf den kaum behaarten Tieren und pickten ihnen die Zecken weg und verscheuchten die lästigen Fliegen von ihrer leicht rosafarbenen Haut.

Nachdem ich die leicht ramponierte Wäsche meines Gatten ausgebessert, geflickt und gestopft hatte, sehnte ich mich nach einer Betätigung. Ich fand die Bibliothek des Deutschen Vereins in einem jämmerlich verwahrlosten Zustand und machte mich daran, die Bestände zu ordnen und übersichtlich aufzustellen. Bei dieser Gelegenheit fand ich auch manch alten interessanten Folianten, in den ich mich vertiefte. Ein alter Professor, Sprachwissenschaftler, suchte für seine sinologischen Manuskripte, Übersetzungen aus der alten chinesischen Literatur, jemand, der ihm diese mit der Maschine ins Reine übertrug. Mit Begeisterung stürzte ich mich darauf. Was er erwartete, entpuppte sich aber als eine ganz grausige Arbeit. Erstens war die Akademiker-Klaue fast nicht zu lesen. Und in jedem Satz kamen lange Klammern mit chinesischem Originaltext vor. Die vielen Akzente und Apostrophe und die urväterliche Klappermaschine machten mich ganz verrückt. So ließ ich es bei der ersten Serie bewenden.

Im Bekanntenkreis war von einem jungen intelligenten Indo (indonesisch-holländisches Halbblut)

die Rede, einem Subalternbeamten, der gerne befördert werden wollte. Er hatte aber kein Geld für den dazu notwendigen Fremdsprachenunterricht. Da bot sich ja nun eine Beschäftigung so ganz nach meinem Herzen. Er war ein netter junger Mann, und er lernte fleißig bei mir Deutsch, Englisch und Französisch. Nach etwa einem Dreivierteljahr hat er dann auch alle seine Examina mit Glanz bestanden. So sehr viel wurde ja auch nicht verlangt. Er hat Karriere gemacht und war rührend dankbar. Durch seine Tätigkeit, damals beim staatlichen Pfandwesen, hatte er Möglichkeiten, manch interessantes Stück ganz billig für uns zu erwerben. Und dann kam unser erstes Weihnachten im eigenen Heim. Viele liebe Briefe trafen ein, und Mutter schickte uns ein buntes Karton-Faltkrippchen, das all die folgenden Jahre seinen Platz auf dem Weihnachtstisch unter dem Baum einnahm. Ich hatte auf dem überwucherten Brachland nebenan ein ver-



Das Deutsche Haus Batavia. Neubau von 1927

Quelle: StuDeO-Archiv *0156



Ochsengespann auf Java, gemalt von Sujatno Koempoel, 1950er Jahre (Privatbesitz)

krüppeltes Bastard-Lebensbäumchen gefunden. Das war unser erster Christbaum. Lametta gab es zu kaufen, aber mit Kerzen hatten wir Probleme, weil die immer gleich krumm schmolzen.

Den Sylvesterabend verbrachten wir mit Pus bei Pammes [*deutsche Freunde*]. Schon um 8 Uhr ging es los auf den Straßen. Komischerweise hat die Zunft der Gemüse- und Geflügelverkäufer das Privileg, am Sylvesterabend vor den Häusern der Europäer mit Blasinstrumenten aufzuspielen. So ziehen sie also in Bands von fünf bis zehn Bläsern von Haus zu Haus, und haben sie das Viertel durch, kommen sie zum zweiten und zum dritten Mal. Unentwegt lautstark und

falsch legen sie los, manchmal zwei Bands zugleich mit verschiedenen Melodien. Es war schauerlich.

Dazu kommt dann, wenn es auf Mitternacht zugeht, eine trommelfellzerstörende Knallerei mit Knallkörperketten bis hoch hinauf in die höchsten Palmen. Zuletzt war ich so fertig, daß ich anfang zu weinen und nicht mehr aufhören konnte, obgleich ich mich zu beherrschen suchte.

Als Metzger in Fernost Das abenteuerliche Leben des Anton Nürnberger

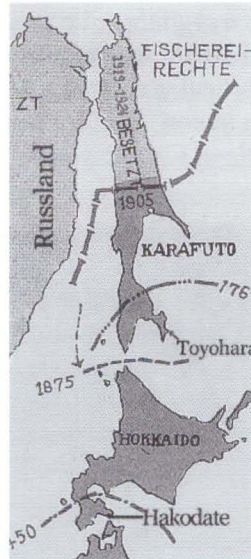
Leo Nürnberger

Jeder, der schon einmal in Tokyo auf der Ginza war, hat dort das alteingesessene deutsche Gasthaus samt Metzgerei von Lohmeyer gesehen. Vielleicht hat er auch schon von Carl Raymon, dem deutschstämmigen Metzger in Hakodate auf Hokkaido, gehört. Wer aber kennt Anton Nürnberger, den deutschen Metzger auf Sachalin? Von ihm soll hier erzählt werden.

1904 in Espenthor, in der Nähe von Karlsbad in Böhmen geboren, hatte er das Handwerk eines – wie es dort hieß – Fleischhauers und Selchers erlernt, wie sein Vater Wenzel Nürnberger, der Metzger und Gastwirt in Aich bei Karlsbad war. Abenteuerlustig, wie er war, und weil er die Welt sehen wollte, vielleicht auch, weil die Situation der Deutschen in der Tschechoslowakei insgesamt und besonders zum Ende der 20er Jahre hin unbefriedigend war, drängte es ihn bald hinaus. Als sich Ausreisepläne nach Windhuk im ehemaligen Deutsch-Südwest, aber auch nach Kolumbien zerschlugen, bot sich ihm schließlich die Chance, nach Japan zu gehen.

Carl Weidl aus Karlsbad, der, nachdem er unter Mitnahme eines Armeerevolvers gegen Ende des Ersten Weltkriegs aus der österreichischen Armee desertiert und über Norwegen nach Amerika gelangt war, dort seinen neuen Namen Raymon annahm und nun eine Wurstfabrik in Hakodate auf Hokkaido/Japan betrieb, suchte tüchtige Gehilfen. Ein etwa gleichaltriger Metzgerkollege namens Karl Sessel, ein Cousin dieses Carl Raymon, und Anton Nürnberger nahmen Kontakt mit ihm auf. Und so fuhren die beiden, obwohl viele, darunter auch Nürnbergers damaliger Arbeitgeber, die Weidl und seinen schlechten Ruf kannten, davon dringend abrieten, im April 1930 mit der Bahn von Karlsbad aus in die ferne ungewisse Zukunft. Über Prag, Warschau und ab Moskau mit der Transsibirischen Eisenbahn erreichten sie schließlich Wladiwostok, von wo sie nach Hokkaido, der im Norden gelegenen japanischen Hauptinsel, übersetzten. Bei ihrem neuen Arbeitgeber trafen sie am 4. Mai ein. Fast ein Jahr hielt Anton es dort aus, obwohl es zwischen ihm und seinem Arbeitgeber bald Meinungsverschiedenheiten gab über Fachliches und Zwischenmenschliches, vor allem über dessen miese Behandlung des mitgereisten Freundes. Ihn wollte er nicht im Stich lassen, hatte er dies doch Sessels Mutter bei der Abreise fest versprochen.

Erst als er nach Aufhalten in Kobe und in Tokyo seinen Freund bei Lohmeyer gut aufgehoben wußte, nahm er Kontakt mit jemand auf, mit dem er inzwischen zufällig Bekanntschaft bei Raymon gemacht hatte, um nun auch selbst von dort wegzukommen.



Quelle: Martin Schwind:
Kleiner Atlas von Japan,
S. 6

Und dies war sein späterer Schwager und dann auch Taufpate seines ersten Sohnes, nämlich Adam Mroczkowski aus Toyohara in Karafuto, also dem damals nördlichsten Territorium Japans.¹

Von Pater Agnellus Kowarcz, einem der Franziskanerpatres der Missionsstation dort, bekam er nach einigen Tagen schriftliche Antwort. Adam konnte nämlich nicht so gut Deutsch schreiben. Vielleicht wollte er die Verantwortung auch nicht allein tragen und beauftragte den Pater.

„In dem Brief“, so liest es sich in Anton Nürnbergers Aufzeichnungen, „schrieb er mir folgendes: ‚Karafuto wäre klein, Europäer sind wenig hier, und die hier leben, sind arme Bauern, leben im Durchschnitt sehr kümmerlich. Sie müßten sich nur auf die Japaner verlassen, jedoch diese leben hauptsächlich von Fisch und Reis. Fleisch essen sie sehr wenig, Schinken oder Wurst kennen sie zum Großteil überhaupt nicht. Nur hie und da ein besserer Beamter, der in SüdJapan war, kennt diese Fleischwaren. Sie müßten belegte Brötchen machen und auf die Büros hausieren gehen. Wie zu Hause in Deutschland ein offenes Geschäft wird

¹ „Karafuto“ war der japanische Name der südlich des 50. Breitengrades auf Sachalin gelegenen Provinz, die Japan nach dem militärischen Sieg im Russisch-Japanischen Krieg (in der Seeschlacht bei Tsushima; zugesprochen im Friedensvertrag von Portsmouth) 1905 erworben hatte und nach dem Zweiten Weltkrieg wieder verlor. Toyohara hieß die Provinzhauptstadt, in der der Verfasser dieses biografischen Berichts sowie seine Geschwister, aber auch schon seine Mutter geboren wurden. Heute heißt die Stadt Yushno-Sachalinsk und gehört zu Rußland.

sich schwer machen lassen. Also kommen Sie erst einmal her und sehen sich die Stadt Toyohara an.“
Zuvor hatte es gegen Ende der zweimonatigen Kündigungsfrist ein Gespräch mit Raymon gegeben, das Nürnberger so wiedergibt:

„Toni, was haben Sie denn eigentlich vor? Wo wollen Sie denn hin?“ – „Ich fahre nach Karafuto und werde sehn, was sich dort machen läßt.“ – „Was! Karafuto? Ja, Sie, in Karafuto sind nur Bären, und die Eingeborenen (Ainus).“ – „Macht nichts, ich will hin.“ – „Ich schlage vor, gehen Sie nach Sendai oder Kanazawa, machen dort für mich eine Filiale auf und später geb' ich Ihnen dann Maschinen.“ –

Aber dieses Angebot schlug er aus. Von Raymon hatte er nach fast einem Jahr genug. Außerdem wollte er selbständig sein. Und so fährt der Bericht fort:

„Um 11 Uhr 50 Minuten ging der Express ab Hakodate-Bahnhof in Richtung Wakkanai, das ist die Hafenstadt von der Insel Hokkaido im Norden. Von dort mußte ich umsteigen in den Dampfer, der zwischen Hokkaido und Karafuto verkehrt. Nachmittags gegen 5 Uhr war ich schon in Otomari, das ist die Hafenstadt von Karafuto. Ich sah vom Deck auf die Hafenanlage. Zu meinem Erstaunen sah ich genau dieselben Japaner wie in Hokkaido und darunter Herrn Adam Mroczkowski mit seinem 19-jährigen Schwager Victor Rzewuski, die auf meine Bitte entgegenkamen. Während meiner Fahrt dachte ich, wie wird es dort sein; Ainus und Bären werden doch nicht zum Schiff kommen, weil mir Herr Raymon sagte, es gibt nur Ainus und Bären auf der Insel Sachalin. Abend um 7 Uhr in Toyohara angekommen, den 27. April 1931.“

„Auf der Fahrt von Otomari bis Toyohara unterhielt ich mich mit Herrn Adam, denn der Junge war erst 19 Jahre, sehr schüchtern, übrigens fehlte es mir noch am fließenden Japanischen. Nach 1½-stündiger Fahrt hielt der Zug auf dem Hauptbahnhofe in Toyohara. Vor demselben standen einige Autos und auch noch Droschken nach sibirischem Stil gebaut, vor dem Stationsgebäude sah ich schon „Hotel Hanaya“ und links und rechts die Straße entlang Geschäfts- und Privathäuser. Sogleich als junger Abenteurer-Handwerksbursche kam es mir vor, es wird sich hier schon machen lassen: ‚In Gottes Namen‘. Die Fahrt im Auto ging fast bis ans nördliche Ende der Stadt, also Kita-Toyohara. Mit dem Auto in 5-7 Minuten zu erreichen. In wenigen Mi-

nuten hielt der Wagen vor einem russischen Blockhaus, aus runden Baumstämmen aufeinandergefügt.“

„Nun traten wir ein. Herr Adam stellte mir seine Schwiegereltern und Schwäger, Schwägerinnen vor, hie und da meinte eins von jenen; ‚Der ist aber groß, und die großen Hände!‘ Da ich damals noch nicht viel Japanisch konnte, lachten sie manchmal über meine japanischen Ausdrücke, welches mir aber nichts ausmachte; dachte mir eben, daß ich nicht hier wie ihr geboren bin.“

Am zweiten Tag morgens kam der älteste Sohn Jan von der Wildentenjagd zurück. Mit seiner Hilfe mietete sich Nürnberger ein kleines japanisches Haus für die Monatsmiete von 6 Yen. Rückwärts war Grund frei, welches er mit Hilfe des P. Agnellus Kowarcz von einem japanischen Zimmermann kaufte, auch er katholisch. Jenen Mann beauftragte der Priester, Nürnberger beim Bauholzkauf und beim Bau einer Werkstatt zu helfen. Er kaufte Ziegel für eine Räucherammer und baute selbst einen Kessel. Anfang Mai mußte er nach Hakodate wegen seines Gepäcks und wegen Maschinen.

„Während meiner Abwesenheit von Toyohara liefen die Polen gleich zu Pater Agnellus und meinten, das Häuschen sei verschlossen und der Deutsche ist weggelaufen. – Nein, sagte der Pater, seid beruhigt und sorgt euch nicht zu viel. Als ich dann nach einigen Tagen wieder zurückkam, erfolgte die Ankunft abends bei der Dunkelheit, so daß niemand was merkte. Nächsten Morgen ging ich in die Stadt. Da erst sahen sie mit eigenen Augen, daß

der Flüchtling wieder zurück ist. Vom Pater bekam ich einige Kartoffeln und Sauerkraut. Nach einigen Tagen wurde letzteres schlecht; nachdem keine Einkünfte waren, mußte ich sparen und dachte mir, wenn ich es wasche und koche, wird es genießbar sein. –

Dann borgte ich mir von Hochwürden 80 Yen. In-

zwischen kamen die Sachen von Hakodate per Nachnahme, und für den Rest kaufte ich ein Kalb zu Yen 5,00 und ein Schwein, das machte Yen 23,80. 20 Yen zahlte ich an, und den Rest beglich ich später durch mein erstes Einkommen. Die ersten Erzeugnisse machte ich am 19. Juni 1931. Als Probe schenkte ich dem alten Herrn Rzewuski² ei-



Hof von Jozef Rzewuski, Großvater des Verfassers, in Toyohara, Prov. Karafuto

² Er war 1869 geboren, also 1931 62 Jahre alt. Er war Pole aus dem Bezirk Minsk, einem Gebiet, das aufgrund der polnischen Teilungen russisch geworden war. Er

ne kleine Schinkenwurst denselben Abend. Den 20.6. ging ich das erste Mal auf den Verkauf in die Stadt. Vom ersten Erlös kaufte ich mir eine Schachtel Cigaretten zu 7 Sen.³ Da ich über 8 Tage nichts geraucht hatte, war das ein Wohlgenuß, welcher mir frische Lust brachte.“

Nach diesen bescheidenen Anfängen ging es mit Nürnbergers Metzgerei rasch aufwärts. Statt des ersten Häuschens mit kleiner Werkstatt baute er sich ein größeres zweistöckiges Haus mit Werkstatt und Kühlraum im Hinterhaus und einem Stall für Pferd und Schweine. Ein koreanischer Waisenjunge namens Isam erlernte bei ihm das Metzgerhandwerk und war sein treuer Gehilfe.

Das Foto zeigt Anton Nürnberger (Mitte) vor seinem neuen Haus Anfang der 40er Jahre mit seinem Gehilfen, dem Koreaner Isam (links) und einem japanischen Nachbarn. Die japanische Beschriftung: hamu sôsêji (= engl. ham sausage) und darunter der Name des Inhabers, ebenfalls in Katakana, einer der beiden japanischen Silbenschriften: Anton Niyurunberugeru. Die Fenster sind wegen des Krieges mit Papierstreifen beklebt.

1934 heiratete Anton eine Tochter des alten Polen Jozef Rzewuski. Dieser Ehe entsprossen vier Kinder, von denen drei überlebten.

Ein Ladengeschäft betrieb Nürnberger nur kurz, dann nicht mehr, weil er das seiner jungen Frau nicht zumuten wollte. Vielmehr machte er seine Wurstwaren und seinen Schinken durch Mund-zu-Mund-Werbung bekannt und belieferte Hotels und Restaurants. Ein Teil ging auch per Versand bis nach Tokyo. Und dazu gibt es eine kleine interessante Geschichte:

„Eines Tages bekam ich einen Telefonanruf von der Polizei. Im selben Moment meldete sich ein Herr in deutscher Sprache, stellte oder stellten sich vor als Herr Dr. Meissner⁴ und Herr Grelle [Kon-

war wegen eines Totschlagdelikts gegen Ende des 19. Jahrhunderts nach Sachalin, einem berüchtigten Verbannungsort der Zarenzeit, verbannt worden.

³ 100 Sen = 1 Yen.

⁴ Diesen Besuch beschrieb er nach dem Kriege in: Hans-Otto Meissner: Völker, Länder und Regenten, Giessen, 2. Aufl. 1958, im Kapitel „Sachalin, Insel am Ende der Welt“, S. 247ff., reich bebildert. (In späteren Auflagen sind die Nürnbergers offenbar nicht mehr erwähnt.) –



sulatssekretär Karl Grelle] von der Deutschen Botschaft. Ersterer war Attaché und besuchte uns in der Folge zwei bis drei Mal, hatte großes Interesse an der guten Luft und den Ainus, wo ich beide auch einmal nach Aihama zu einem Schulmeister begleitete, um mit ihm zu beobachten, wie beim Fischen auf dem Eis durch ein Loch die Fische herausgeholt werden.“

Weitere Besucher waren ein deutscher Austauschstudent namens Wilhelm Litzke, den Nürnberger nach Konuma in die Versuchsanstalt für Landwirtschaft führte, dann Dr. Martin Schwind⁵ von der Deutschen Schule Tokyo Yokohama und Dr. Leutelt, der in der Mandchurei ums Leben gekommen sein soll. Ein Herr Sommer aus Kobe war auch da. Ebenso kam ein Ehepaar Trauts in den Schulferien nach Sachalin.⁶ Das Klima dort oben war eben im Sommer doch erholbarer als die dicke Luft im Süden Japans.

Nürnberger haben die Besuche der Leute „nicht im geringsten in punkto Geschäft gestört, im Gegenteil, „das Geschäft setzte dadurch später ein,“ wie er schreibt. Seine Ware wurde so immer bekannter und begehrter und, er mußte kistenweise Dauerwurst und Schinkenkeulen in alle Richtungen versenden.

Diese erfreuliche Entwicklung erfuhr im Jahre 1941 eine Zäsur. In diesem Jahr sollte die 1938 mit einer Hüftluxation zur Welt gekommene Tochter Margareta in die Maida-Klinik nach Tokyo zur Operation. Für Leo, Jahrgang 1935, den Ältesten, war vorgesehen, daß er, bevor er auf die Deutsche Schule in Yokohama kam, dort im Kindergarten Deutsch lernt. Seine „Muttersprache“ und die seiner Geschwister war nämlich Japanisch, wie es auch die ganze Umgebung sprach, einschließlich aller polnischen Verwandten, der Freunde. Und der jüngste Sohn, Norbert, war auch gerade geboren.

Ders.: Im Zauber des Nordlichts, Reisen und Abenteuer am Polarkreis, o. J.

Hans-Otto Meissner war übrigens der Sohn des Dr. Otto Meissner, des Staatssekretärs unter den Reichspräsidenten Ebert, Hindenburg und Hitler.

⁵ Der Geograph war Verfasser des heute noch in meinem Besitz befindlichen und immer sehr nützlichen Werks „Kleiner Atlas von Japan“, Tokyo 1939.

⁶ Die Besucher waren vermutlich: Dipl.-Ing. Helmut Leutelt, K.K.L. Leybold Shokan, Tokyo, später in Mukden in Manchukuo, von wo er im Dezember 1945 von den Russen verschleppt wurde. Nach zehn Jahren in sibirischen Lagern kehrte er 1955 nach Europa zurück; Rudolph Sommer, Schulleiter der Deutschen Schule Kobe; Prof. Dr. Fr. M. Trautz und Frau Hilda, Deutsches Forschungsinstitut, Yoshida.

So zog Mutter Franziska mit ihren drei Kleinen nach Yokohama auf den Daijingu-yama, in die Nachbarschaft der Familie Ihrer Tante. Das war eine Schwester ihrer Mutter, die mit einem Weißrussen verheiratet war. Zur Unterstützung ihrer ersten verheirateten, wenn auch nicht ältesten, Tochter schickte Mutter Rzewuska eine jüngere Schwester mit, die dann bei jener Tante wohnte.

In Yokohama besuchte Leo zunächst den Kindergarten, anschließend ab Ostern 1942 die erste Grundschulklasse und dann die zweite bis März 1944. Ja, bis Vater Anton Nürnberger beschloß, nach Shanghai/China zu gehen ... Und das kam so: Ab 1941 begannen die Geschäfte Anton Nürnbergers immer schwieriger zu werden. Nach dem Kriegseintritt Japans mit dem Überfall auf Pearl Harbor wurde es immer problematischer für ihn, Rohstoffe einzukaufen und zu bekommen. Auch wurde er bei seinen Fahrten über Land, um Kühe und Schweine zu kaufen, dauernd von Kriminalpolizisten beschattet oder war irgendwelchen Schikanen ausgesetzt. Seit dem Fall Dr. Richard Sorge, eines deutschen Doppelspions aus der Deutschen Botschaft Tokyo, war es egal, ob man Deutscher war oder nicht. Man stand als Ausländer dort stets unter Generalverdacht. Auch war Wurst aus Robbenfleisch, die Nürnberger versuchsweise produzierte und auch einmal mit nach Yokohama zum Probieren brachte, einfach nicht schmackhaft, da viel zu salzig und tranig.⁷

Und so tat er etwas, was damals nahelag: Vermittelt durch Herrn Kaito, einen guten japanischen Freund der Familie, leitender Ingenieur bei Meiji Kaisha, einem heute noch bestehenden großen Lebensmittelkonzern, der in Toyohara eine Zuckerfabrik betrieb, kam ein Vertrag mit dieser Firma zustande. Anton Nürnberger verkaufte seinen Betrieb in Toyohara an den Konzern und ließ sich von ihm anstellen. Dann reisten wir alle nach Shanghai. Hier sollte eine von den japanischen Besatzern konfiszierte Schokoladen- und Keksfabrik um eine Metzgerei ergänzt werden. Die Aufgabe für Anton Nürnberger.

Mit dem Zug ging es zunächst nach Shimonoseki, dann nach Pusan in Korea auf einer kurzen, aber dennoch wegen der verminten Seewege gefährlichen Schiffspassage, anschließend auf dem Schienenwege weiter durch ganz Korea und Nordchina über Nanking nach Shanghai – für einen Jungen von achteinhalb Jahren ein Abenteuer, für meine

⁷ Das rohe Fleisch, das Anton Nürnberger bisher selbst bei den Bauern aufgekauft und auf seinem Pferdewagen oder im Winter auf Hundeschlitten transportiert hatte, wurde jetzt vom Staat als Kriegsbedarf requiriert. Das als Ersatz gedachte Robbenfleisch erfüllte die darin gesetzten Hoffnungen leider nicht.

Eltern Franziska und Anton Nürnberger alles in allem eine logistische Leistung.

Das war im Frühjahr 1944. Ich kam im März in die Kaiser-Wilhelm-Schule (KWS) in Shanghai. Hier wohnten wir in den verschiedensten von den Japanern beschlagnahmten Wohnungen oder Häusern, die uns zugewiesen wurden.

Als dann der Krieg zu Ende war, nach Deutschland auch Japan kapituliert hatte, war für unseren Vater die geschäftliche Basis in China weggebrochen. Sachalin russisch und damit für uns eine Rückkehr ausgeschlossen. Wir wohnten dann bis zur Repatriierung, wozu sich unser Vater freiwillig meldete, im Deutschen Heim in der Hungjao Road zusammen mit Frauen und Kindern aus Niederländisch-Indien. Den Lebensunterhalt verdiente sich unser Vater damit, daß er für und mit den Gebrüdern Goldau in einer Werkstatt amerikanische Studebaker-Limousinen zusammenbaute.



Deutsches Eck mit KWS und Ev. Kirche, Shanghai

Quelle: Wolfgang Tröger, Nr. 075

Nach einer achtundzwanzigtägigen Seereise auf der „Marine Robin“ kamen wir im August 1946 in Ludwigsburg an, wo wir dann interniert wurden. Die Mutter mit uns drei Kindern in der ehemaligen Fromann-Kaserne, der Vater auf dem Hohen Asperg.

Ein Zitat aus dem erwähnten Buch von Meissner⁸ – erinnert sei an seinen oben erwähnten Besuch auf Sachalin – verdeutlicht die Situation:

„... neun Jahre später stand er [Anton Nürnberger] wieder vor mir, abgemagert und verhärtet, ausgeraubt und eingesperrt, auf dem stacheldrahtumgebenen Hof der alten Zuchthausfestung von Hohen Asperg, wohin die Amerikaner alle Auslandsdeutschen, deren sie habhaft werden konnten, eingeliefert hatten.“

Daß Anton auch zu den Opfern des US-Internierungslagers 76 gehörte, daran war ich selber nicht ohne Schuld. Hatte er sich doch durch meinen Besuch anregen lassen, bei unserer Botschaft in Tokio die deutsche Staatsangehörigkeit zu beantragen. An sich war er natürlich tschechischer Bürger, da er aus Karlsbad stammte, aber er konnte als

⁸ Hans-Otto Meissner: Völker, Länder und Regenten, 1958, S. 259f.

Deutschstämmiger einen deutschen Paß bekommen, wenn ihm danach der Wunsch stand. In Anerkennung seiner rührigen Gastfreundschaft hatte ich mich denn auch besonders redlich darum bemüht, daß die Formalitäten schnell erledigt wurden. Ein knappes Jahr vor Kriegsausbruch war Anton offizieller Deutscher geworden, gerade noch rechtzeitig genug, um unser Schicksal zu teilen. Wäre ich weniger besorgt gewesen, ihm gefällig zu sein, hätte er als Tscheche und demgemäß als Alliiertes gegolten und am großen Endsieg teilhaben können. Erhobenen Hauptes hätte er noch Toyohara mit Tokio vertauschen können, um dort mit der amerikanischen Besatzung die ergiebigsten Geschäfte zu machen. So aber war seine Existenz vernichtet und ein gut Teil seines Lebens zerbrochen. ...“
 Und nun war er mit seiner Familie nach einem langen Spruchkammerverfahren, kein Wunder bei dieser verworrenen Biografie, am Bahnhof in Lud-

wigsburg aus dem Armeelastwagen ausgeladen worden und dann auch notgedrungen in Ludwigsburg geblieben. Ins Bayerische, wohin seine sudenteutschen Verwandten ausgesiedelt worden waren, oder nach München gar, erhielt er ohne Nachweis einer Arbeitsstelle keinen Zuzug, ohne Wohnungsnachweis aber auch keine Arbeitsstelle. Man blieb also in Ludwigsburg. Hier fand mein Vater schließlich auch in einer der Commissaries, den Supermärkten für die amerikanischen Streitkräfte und deren Familien, im Raum Ludwigsburg-Stuttgart Arbeit in seinem erlernten Beruf. In seinem letzten Berufsjahr erkrankte er an Krebs, vielleicht Folge vieler Enttäuschungen, ging mit 65 Jahren in Rente und starb vor Vollendung seines 66. Lebensjahrs im Juli 1970. Er wurde auf dem Neuen Friedhof in Ludwigsburg zur letzten Ruhe gebettet. Dort liegen auch seine Frau und sein jüngster Sohn begraben.

Die Schule für blinde Mädchen in Changsha/Hunan 2. Teil

Berta Kleimenhagen

Die Kriegsjahre

Das japanische Militär nahm in rasantem Tempo die chinesischen Küstenprovinzen ein und drang dann weiter ins Innere vor. Dem gingen Bombardierungen der Städte voraus. Auch einige Gebäude der Blindenschule in Changsha wurden 1938 zerstört. Die Blinden suchten in Unterständen Zuflucht, und so wurde niemand verletzt. Am 13. November jenes Jahres folgte die Schreckensnacht, als das Militär an vielen Stellen Brände gelegt hat, um den vermeintlich schon vor den Toren stehenden Japanern nur „Verbrannte Erde“ zu hinterlassen. Wie viele Menschen in jener Nacht ihr Leben verloren, hat man nie feststellen können. Schwester Mathilde Vasel litt mit ihren Schutzbefohlenen. Selbst ihre robuste Gesundheit wurde erschüttert. Die Weihnachtsfeier brachte für sie, die Blinden und die vielen Flüchtlinge, die teilnahmen, nochmals Trost in aller Dunkelheit. Aber am zweiten Feiertag mußte sich Schwester Mathilde mit hohem Fieber hinlegen. Sie war müde und mutlos geworden, und am 20. Januar 1939 starb sie. Die Blinden setzten durch, daß sie auf ihrem Grundstück begraben wurde. Sie weinten und trauerten um ihre Mutter, und später ließen sie ihr einen Denkstein setzen, auf dessen Rückseite sie alles aufzählten, was sie ihnen Gutes getan hatte: sogar „Nägelschneiden“ wurde dabei erwähnt.



*Schwester Mathilde Vasel mit den blinden Lehrerinnen
Ella Kong und Elfriede Chiang
Quelle: StuDeO-Fotothek P7772*

In den benachbarten Gebäuden einer amerikanischen Mission fanden die verwaisten Blinden in all den Unruhen jener Zeit vorübergehend eine Notunterkunft. 1941 mußten aber alle Ausländer des japanischen Vorrückens wegen Changsha verlassen, auch Schwester Anna Forstmeier durfte nicht bleiben. Schwester Helene Luginsland hatte schon vorher krankheitshalber nach Deutschland reisen müssen. Die Blinden erlebten Nahkämpfe zwischen Chinesen und Japanern, verbrachten wieder eine Nacht zitternd im Unterstand und wurden von plündernden Soldaten beraubt.

Als die Not am größten war, gelang es ihnen, mit Hilfe von Freunden eine Anzahl kleiner Flußboote zu mieten und – immer im Schutz der Nacht – langsam den Siangfluß hinauf nach Siangtan (heute Xiangtan) zu reisen. Dort war Schwester Gretchen Rentschler von der Liebenzeller Mission im Einsatz. Sie hatte keinen Auftrag aufzubrechen bekommen und nahm die Flüchtlinge auf dem Missionsgelände auf. Alles, was sie hatte, teilte sie mit ihnen. Vor der Flucht hatten sie noch von einer Blindenhilfsorganisation Mittel zum Wiederaufbau ihrer Häuser bekommen. Daran war aber nicht mehr zu denken gewesen. So konnten sie von diesem Geld erstmals Lebensmittel und anderes Notwendige kaufen und überstanden die schlimme Zeit.

Aber als die Japaner näherrückten, mußten sie als Flüchtlinge Siangtan verlassen. Was sie bis zum Ende des Krieges noch an Nöten und Ängsten erlebten, vermag jemand, der damals nicht dabei war, kaum zu beschreiben. Schwester Gretchen, die schon um die 60 Jahre alt war, blieb bei ihnen durch alle Fährnisse hindurch. Wenn versprengte Soldatenhorden sie berauben wollten, stellte sie sich mit einer der blinden Lehrerinnen schützend vor das immer kleiner werdende Häuflein ihrer Schutzbefohlenen. Bei den anstrengenden Fußwegen, den primitiven Unterkünften und der ungenügenden Ernährung starben nach und nach acht der Blinden an Erschöpfung. Ein treuer Diener, der sie seit Changsha begleitet hatte und sie nicht verlassen wollte, leistete ihnen Dienste, wenn sie in ihrer Schwäche zu dem oder jenem nicht mehr fähig waren. So half er auch dabei, die Verstorbenen zu begraben. Zwischendurch erlebte die Schar aber auch immer wieder mal unerwartete Hilfe, was ihren Glauben stärkte und neue Kraft gab.

So kam das Jahr 1945 heran. Häufig waren sie zwischen die Fronten geraten, wo sich – wie überall – Raubgesindel herumtrieb. Eines Nachts wurden die Blinden und ihre Betreuer wieder überfallen. Die Räuber verlangten Geld und richteten ihre Gewehre auf Schwester Gretchen, die ihnen versicherte, selbst wenn sie sie töteten, würden sie kein Geld finden, da sie keins mehr hätten. Das Schreckliche geschah: Vor den Augen und Ohren von Schwester Gretchen und den Blinden wurde der treue Diener erschossen.

Anfang August 1945 warfen die Amerikaner die Atombomben auf Japan ab. Die japanischen Truppen in China kapitulierten, der Krieg ging zu Ende. Selbst in ihrer Abwesenheit erfuhr die Blindenfamilie noch vor Ablauf des Monats diese Freudenbotschaft. Es dauerte aber noch einige Monate, bis sie in das stark zerstörte Changsha und speziell auf ihr Grundstück zurückkehren konnte.

Die Nachkriegsjahre

Missionare aus dem Ausland strömten nach China zurück, um beim Wiederaufbau zu helfen. Schwester Anna Forstmeier, die notgedrungen in einer Blindenschule im japanisch besetzten Shanghai mitgearbeitet hatte und nie etwas über das Ergehen ihrer Schützlinge hatte in Erfahrung bringen können, war als eine der Ersten wieder in Changsha und schloß ihre so schwer geprüften Kinder in die Arme. So konnte Schwester Gretchen nun endlich die Verantwortung abgeben und wieder an sich selbst und ihre eigentliche Arbeit denken.

Den Blinden ging es nun so gut wie nie zuvor. Internationale Hilfsorganisationen halfen auf jede erdenkliche Weise. Von allen Seiten strömte Hilfe nach China hinein.

Etwas neu aufzubauen ist immer wieder eine besondere Herausforderung. Nach all den vorausgegangenen Nöten und Verlusten war die Dankbarkeit und Freude der Blindenfamilie besonders groß. Bald standen die Häuser wieder schmuck da. Die Wildnis im Garten machte geordneten Gemüsebeeten Platz. Auch Blumen blühten wieder. Der Jubel der Kleinen hallte über das Grundstück. Die Großen waren fleißig in der Schule, im Strickzimmer (aus Australien kam eine herrliche große Sendung Wolle) und beim Musikunterricht.

Jedes Jahr, so auch jetzt wieder, meldeten sich einige der Großen zum Taufunterricht, nicht, weil sie dazu aufgefordert worden wären, sondern aus eigenem Antrieb. Bei der Prüfung durch die Pfarrer auf der Missionsstation schnitten sie immer glänzend ab, da sie von früh bis spät in einer fröhlichen wie warmen christlichen Atmosphäre lebten. In den durchlittenen Schreckenszeiten hatten sie erlebt, was es heißt: „Und ob ich schon wanderte im finsternen Tal, fürchte ich kein Unglück, denn Du bist bei mir.“

Schon seit Jahren hatten sich immer wieder einige der Älteren zusammen mit Sehenden in zweijährigen Kursen zu Gemeindegewerkschaften ausbilden lassen. Sie wurden dann auf Missionsstationen oder in ländliche Gemeinden zur Mithilfe bei der Frauen- und Kinderarbeit geschickt. Ja, sie konnten sogar Frauen mit Hilfe der Braille- und der Schwarzdruckbibeln beim Lesenlernen helfen, da die Texte ja gleichlautend sind. Es gab auch einige Blinde, die nach Abschluß ihrer Ausbildung in ihre Familien zurückkehrten. Die meisten blieben aber im Strickzimmer tätig. Natürlich gab es auch Neuanmeldungen. Und hin und wieder fand der Torhüter morgens beim Öffnen auch ein lebendes Bündelchen vor. Eine Mutter hatte für ihr blindes Baby keinen besseren Weg gewußt. Mit mütterlicher Liebe nahmen sich dann einige der älteren Mädchen der kleinen ausgesetzten Schwestern an.

Vorläufiges Ende der ausländischen China-Arbeit

Aus dem erwarteten Frieden wurde in China nichts. Als sie gemeinsam den auswärtigen Feind besiegt hatten, bekämpften sich die Kommunisten und die Nationalisten von neuem. Das begann im Norden und wurde bei uns im Süden erst 1949 akut. Die Amerikaner und Briten wurden von ihren Konsulaten allerdings schon 1948 zurückbeordert und mit Flugzeugen direkt in Changsha abgeholt. Es war traurig: Manche, erst ein oder zwei Jahre in China tätig, hatten sich auf einen längeren Aufenthalt eingerichtet und konnten es kaum fassen, daß sie nun alles wieder aufgeben sollten. Auch die Blinden verloren so manchen guten Freund.

Generalissimus Chiang floh 1949 mit seinen Generalen, als die Lage für ihn aussichtslos wurde, nach Taiwan. Was an Militär und Zivilisten dazu in der Lage war, folgte nach. Die deutschen Hunan-Missionare hatten fast alle rund fünfzehn Jahre keinen Heimaturlaub gehabt. So wurde es ihnen von der Missionsleitung freigestellt, ob sie bleiben oder heimreisen wollten. Zwei ältere Ehepaare und die beiden Blindenschul-Schwwestern entschlossen sich zu bleiben. Eine davon, Schwester Helene Luginland, war nach einem krankheits- und kriegsbedingten Deutschlandaufenthalt erst 1949 über das frühere Französisch-Indochina mit der Bahn nach China eingereist. Sie war sehr mutig und wollte mit Schwester Anna zusammen ihre Blinden in die ungewisse Zeit des Kommunismus hinein begleiten.

Aber es kam anders als gedacht. Die neuen Machthaber nahmen ihnen sehr schnell die Arbeit aus den Händen, Sie durften aber die Verantwortung ihren tüchtigen und zuverlässigen blinden Lehrerinnen übertragen, was ihnen den Abschied Anfang 1951 etwas erleichterte. Schwester Helene schrieb später, sie hätten zusammen mit den sie an den Bahnhof begleitenden Blinden den 23. Psalm gesprochen, und auf der Reise sei ihnen ein Wort aus Hesekiel 34, Vers 11, sehr tröstlich geworden, nämlich: „Siehe, ich will mich meiner Herde selbst annehmen.“

Die schlimme Zeit seit 1951 und der versöhnliche Ausklang von 1979 bis 1996

Jahrzehnte lang war nichts über die Blindenschule nach Deutschland durchgedrungen, aber man erfuhr aus den Medien von Christenverfolgungen, von der Kulturrevolution und von anderen Übergriffen des Staates.

1976 wurde die „Viererbande“ entmachtet. Der Bambusvorhang fing an, sich zu heben. Zwei meiner Schwestern und ich buchten 1979 eine Touristenreise durch China, die auch über Changsha

führte. Dort hatte Mao Tse-tung studiert, und sein Heimatdorf lag nicht weit entfernt; deswegen suchten ständig chinesische und ausländische Touristen diese Orte auf.

Wegen meiner chinesischen Sprachkenntnisse ließ uns die örtliche Reiseleiterin gleich am ersten Vormittag allein in einer Taxe vom Hotel aus losfahren. Wir wollten unser Geburtshaus wiedersehen, wagten aber nicht zu hoffen, Bekannte vorzufinden. Doch wir fanden sie auf unserem alten Missionsgrundstück! Beide Seiten waren so überrascht, daß uns viele Fragen erst hinterher einfielen. Aber eine unserer wichtigsten Fragen war: „Was ist aus den Blinden geworden?“ Ich hatte sie 1949, also vor dreißig Jahren, zum letzten Mal gesehen, meine Schwestern noch viel länger nicht.



*Das Haupthaus der Liebenzeller Mission, Geburtshaus der Verfasserin und ihrer Schwestern, Changsha 1947
Quelle: StuDeO-Fotothek P6855*

Wir erfuhren: Bald nach der Abreise der beiden Schwestern 1951 war die Blindenschule aufgelöst worden. Die jüngeren Mädchen kamen in die inzwischen entstandene staatliche Blindenschule. Eine sehende und eine blinde Lehrerin gingen mit. Die älteren Mädchen kamen in eine staatliche sogenannte „Wohlfahrtsfabrik“, wie sie an vielen Orten für Blinde und andere Behinderte gegründet worden waren. Sie lernten, kleine Handtücher zu weben oder Flaschenverschlüsse aus Gummi anzufertigen. Sie führten dort ein Leben, ähnlich wie früher in den Großfamilien. Die Werksleitung spielte sogar die Vermittlerrolle bei Heiraten. Dort waren nämlich auch blinde Männer und Jungen tätig. Einige von ihnen waren Christen und kamen aus der „Blindenschule für Jungen“ einer norwegischen Missionsgesellschaft.

Da die Blindheit in China selten erbliche Gründe hat, waren ihre Kinder gesund. Die Blinden aus den beiden christlichen Schulen seien nicht nur Christen geblieben, sondern hätten, seit Religionsfreiheit herrsche, noch andere hinzugewonnen.

Wie gern hätten wir sie besucht! Aber dazu hätten wir schon von Deutschland aus, also vor der Reise,

bei der Werksleitung schriftlich die Erlaubnis einholen müssen. Zu unserer Freude konnten wir die oben erwähnten beiden Lehrerinnen in ihrer „Eigentumswohnung“, die sie sich als Rentnerinnen gekauft hatten, aufsuchen. Es war ein bescheidenes Zimmer mit Kochstelle. Die blinde Lily, wie wir sie früher genannt hatten, wollte unsere Hände gar nicht mehr loslassen. Sie fragte nach Schwester Anna, Schwester Helene und nach vielen anderen. Von einer Missionsfamilie wußte sie sogar noch die Namen aller sechs Kinder, wie sie auch unsere noch wußte, hatten wir sie doch von klein auf gekannt. Wir konnten ihr einen sehnlichen Wunsch erfüllen, nämlich in einem „Freundschaftsladen“ ein Radio kaufen, mit dem es ihr möglich wurde, Hongkong zu hören.

Nach unserer Rückkehr buchten wir für 1980 eine zweite Chinareise. Rechtzeitig ging ein höflicher englischer Brief an die Leitung der „Wohlfahrtsfabrik“, in dem wir baten, unsere alten Freunde besuchen zu dürfen.

Es ist schwer, Worte für dieses Wiedersehen nach einunddreißig langen Jahren zu finden. Viele lebten nicht mehr. Andere waren alt und grau geworden und verbrachten mit einer kleinen Rente ihren Ruhestand in der Fabrik. Die damals Jüngsten hatten kleine Kinder und arbeiteten mit ihren blinden Ehemännern ebendort. Unvergeßlich bleibt, wie ein Bübchen mit rotem Halstuch der „Jungen Pioniere“ aus der Schule in unseren Raum kam und seine Verbeugung zur Begrüßung machte. Seine blinde Mutter und einige der „Tanten“ forderten ihn auf, uns ein Lied zu singen. Wir erwarteten nun ein Marschlied oder etwas Patriotisches. Zu unserer maßlosen Überraschung aber sang dieser in einem atheistischen Land aufgewachsene Junge ein Lied, das von Jesus, dem großen Kinderfreund, handelte, ein Lied, das ich vor Jahrzehnten die Kleinsten in der Blindenschule hatte singen hören. Uns kamen die Tränen, als wir hörten, was alles hinter dieser Gruppe lag. Sie erzählten uns, daß sie in der schlimmsten Zeit heimlich unter der Bettdecke, was natürlich streng verboten war, Radiopredigten aus Hongkong gehört hätten, die extra in die Volksrepublik ausgestrahlt wurden. Sie konnten sogar die Rundfunkpfarrer mit Namen. Diese Predigten hätten ihnen in den dunkelsten Zeiten Mut, Zuversicht und Freude vermittelt.

Als wir Abschied nehmen mußten, gaben sie uns Handtüchlein und die besagten Flaschenverschlüsse mit. Die sollten wir Schwester Anna und Schwester Helene als Gruß mitbringen und auch selbst als Andenken mitnehmen.

Die Freude der beiden betagten Schwestern, die nun in Liebenzell im „Feierabendhaus“ lebten,

kann man sich leicht vorstellen. Wir zeigten ihnen unsere Dias und ließen sie Tonbänder hören. Das waren lebendige Zeichen dessen, daß ihre Arbeit nicht vergeblich gewesen war.

In den Jahren 1985, 1986 und 1990 besuchte ich auf meinen Chinareisen auch „unsere“ Blinden. Aber jedes Mal waren welche von den Alten gestorben. Lily traf ich 1990 zum letzten Mal. Sie war hoch in den Achtzigen und wurde in ihrer alten staatlichen Blindenschule liebevoll gepflegt. Es fiel uns auf, daß trotz der vielen Jahre des Kommunismus die Alten wie früher wieder geehrt wurden. Inzwischen lebt auch Lily nicht mehr. Sie hatte mir noch auf

eine Kassette gesprochen, daß sie jeden Sonntag in ihrer Stube Interessierten aus dem Haus biblische Geschichten erzählte und ihnen viele Lieder beibrachte.

Zu Weihnachten 1984 war in Changsha erstmals eine Kirche wiedereröffnet worden. Ein alter Pfarrer, der Jahrzehnte in einer Fabrik hatte arbeiten müssen, wurde eingestellt. Er kostete die Gemeinde nicht viel, da er ja von der Fabrik her eine kleine Rente bezog. Zu meiner Freude nahm er sich auch der Blindenfamilie an. An wichtigen Feiertagen wurde sie mit Bussen zur Kirche abgeholt. Auch wenn wir zu Besuch kamen, wurden sie eingeladen und sangen einige Chorlieder. Den letzten Gruß erhielt ich vorige Weihnachten [1995]. Da hatten sie sogar eine Dame ausfindig gemacht, die ihren Brief ins Deutsche übersetzte.

Schwester Anna Forstmeier lebt schon lange nicht mehr. Schwester Helene Luginsland starb 1996 im Alter von vierundneunzig Jahren. Sie konnten beide auf ein erfülltes Leben zurückblicken.

Nachklang: Im Herbst 2008 beging die staatliche Blindenschule in Changsha die 100-Jahrfeier, zu der sogar einige geladene Gäste von der Liebenzeller Mission kamen. In der dazu erschienenen Festschrift werden Schwester Pauline Kumm und ihre Nachfolgerinnen dankbar erwähnt.



*Das ehemalige Haupthaus der Mission in Changsha 1990. Die unteren Veranden sind zugemauert, um Wohnraum zu schaffen. Es gab in dem Haus nie fließendes Wasser oder Spültoiletten. Nun gibt es zwei Wasserhähne für alle zehn dort wohnenden Familien.
Quelle: StuDeO-Fotothek P6856*

Zur Situation der Blinden und Sehbehinderten in China heute

Ursula Ullmann

„Jeder Mensch hat ein Recht auf sein Augenlicht, unabhängig davon ob arm oder reich, jung oder alt, in der Stadt oder auf dem Lande!“

So lautet ein Motto der DPF, der Disabled Peoples Federation, also der Vereinigung aller Behinderten in der V.R. China, zugleich als Aufruf zum Spenden gedacht für die Verbesserung der im Argen liegenden Versorgung und Betreuung der Sehbehinderten und Blinden im Lande. Denn die offizielle Fürsorge für Kinder setzt erst mit dem Schulbesuch zwischen dem sechsten und siebten Lebensjahr ein und endet gewöhnlich mit Schulende im Alter von vierzehn bis fünfzehn Jahren. Frühkindliche Diagnose und Unterstützung der Familien sind so gut wie unbekannt, abgesehen von neuesten Projekten. Die Versorgung der sehbehinderten und blinden Erwachsenen, von denen mehr als die Hälfte am Grauen Star leidet, ruht auf den Schultern der Familien oder auf privat gegründeten Organisationen.

Meine Schilderung der Situation beruht auf einem Bericht der Amity-Foundation in Nanjing, einer NGO, einer Non-Government-Organisation, die seit mehr als zwanzig Jahren darum bemüht ist, Hilfe zu leisten. Die Amity-Foundation steht dem Chinesischen Christenrat, der Vertretung aller protestantischen Kirchen in China, nahe und stellt sich in etwa denselben Aufgaben wie das Diakonische Werk in Deutschland. Geistliche Missionen dürfen ja seit der Gründung der Volksrepublik nicht mehr im Lande tätig sein, aber es wird gern gesehen, wenn Organisationen wie z.B. die Hildesheimer Blindenmission mit ihren langjährigen Erfahrungen die Projekte der Amity-Foundation beraten und finanziell unterstützen.

Die Amity-Foundation handelt nach den Prinzipien „Hilfe zur Selbsthilfe“ und „Moving West“. Letzteres meint: Die wirtschaftlich gut entwickelten und finanziell starken Ostprovinzen am Pazifik können sich selber helfen, aber in den dörflich geprägten, zum Teil gebirgigen Regionen Zentral- und Westchinas ist Hilfe jeder Art immer noch dringend erforderlich. Dort sind erhebliche Hindernisse bei der Unterstützung zu überwinden, so z.B. die Unkenntnis über die Art der Sehbehinderung und ihrer Behandlungsmöglichkeiten, schlechte wirtschaftliche Bedingungen, fehlende fachärztliche Versorgung und unzureichende Ausstattung der Kliniken sowie mangelhafte Infrastruktur. Wer vier bis fünf Stunden zur nächsten Straße laufen

muß, um eine Busverbindung zu erreichen, der schickt weder Kinder zur Sonderschule noch erwachsene Blinde zum Facharzt ins Hospital, ganz abgesehen von den Kosten.

Wie gesagt, seit langem versucht Amity, diese Barrieren zu überwinden in Zusammenarbeit mit unterschiedlichen Partnern wie örtlichen Hospitalern, Barfußärzten in den Dörfern, DPF-Mitarbeitern und finanziert durch Spenden aus China und dem Ausland. Das Prinzip „Hilfe zur Selbsthilfe“ wird wirksam bei der Ausbildung von Barfußärzten – vergleichbar mit Sanitätern oder Gemeindeschwestern –, mit der Ausbildung bzw. Weiterbildung zu Augenärzten und mit der Bereitstellung von Operationsmaterial zur Behandlung des Grauen Stars, der sehr häufig in China auftritt.



Neueren Datums ist das „ECCE-Projekt“ (Early Childhood Care and Education). Gemeint ist und angestrebt wird: Fürsorge und Erziehungshilfe für Sehbehinderte und Blinde in der frühen Kindheit, außerordentlich wichtig für diese Kinder und deren besondere Bedürfnisse. Sie werden möglichst früh einem Facharzt

vorgelegt und erhalten dann Hilfe beim Erwerb spezieller Fähigkeiten, damit sie später aktiv am Leben teilnehmen können.

Als Amity dieses Projekt im Jahre 2005 startete, war diese Art von Fürsorge in China fast in Vergessenheit geraten. Es kann aber bisher leider erst an wenigen Orten durchgeführt werden und erreicht nur fünfzig Kinder. Die Betreuung startet im Babyalter und wird bis zum Vorschulalter weitergeführt, sowohl in den betroffenen Familien als auch in Kindergärten und Krankenhäusern. Amity bildet Lehrer, Sozialarbeiter und Ärzte aus, um diese Hilfsangebote allmählich ausweiten zu können. Dazu werden aber noch viele zusätzliche Geldquellen erschlossen werden müssen.

Das hier und da in Gang Befindliche reicht natürlich bei weitem nicht aus, setzt aber ein positives Beispiel für die Gesellschaft und gibt den betroffenen Kindern nebst ihren Familien Hoffnung.

China im Umbruch bis ins Jahr 1949 Wie Deutsche und Österreicher die kommunistische Machtergreifung erlebten

Wilhelm Dunsing: Yantai und Tientsin

Als am Ende des Zweiten Weltkriegs die Japaner die Waffen strecken mußten, war Yantai/Tschifu der erste Hafen, der von den chinesischen Kommunisten besetzt wurde.¹ Die einziehenden Truppen der 8. Feldarmee, die bereits jahrelang in den Bergen Schantung als Partisanen gesessen und von dort den Japanern die Kontrolle über das Land streitig gemacht hatten, begegneten uns zuerst recht freundlich mit dem Zuruf: „Bu hai-pa! Woamen Balu-Djün, bu ta-jin, bu ma-jin!“² [*Habt keine Angst! Wir sind Soldaten der 8. Feldarmee, wir schlagen niemanden (keinen Menschen), wir beschimpfen niemanden!*] Aber das galt nur für die, die sich bedingungslos beugten. Wehe dem, der es wagte, wider den Stachel zu löcken. Kurz nach dem Einmarsch der Kommunisten wurden die deutschen Männer zusammen mit den Italienern und weiß-russischen Emigranten interniert. Im Troß einer Kompanie der 8. Feldarmee mußte ich kreuz und quer durch die Provinz Schantung marschieren. Es sah manchmal aus wie ein Wanderzirkus, wobei wir Europäer die Rolle der wilden Tiere zu spielen hatten, genauer: der Tanzbären zur Belustigung des Volkes.

Ende 1947 wurde ich aus der Internierung entlassen, und man gestattete uns die Ausreise aus Tschifu. Mit einem amerikanischen Landungsboot, das im Dienste der UNRRA [*United Nations Relief and Rehabilitation Administration*] fuhr, erreichte ich Shanghai. Hier und in den folgenden Monaten wurde mir erst richtig klar, wie sehr die chinesische Nationalregierung der Kuomintang (KMT) ihr Prestige im Volke bereits abgewetzt hatte.

Im November 1947 war ich wieder mit meiner Familie in Tientsin vereinigt. Im Laufe des Jahres 1948 erlebte ich dann in Tientsin, wie die Autorität der Kuomintang-Regierung zusehends verfiel. Die Zustände wurden immer unhaltbarer! Handel und Wandel wurden ständig weiter eingeengt, weil die kommunistischen Partisanen überall die Verkehrs-

wege unterbrachen. Sie beherrschten das breite Land, genau wie unter der japanischen Besatzung, und die KMT-Regierung sah sich in den großen Städten bald unlösbaren Problemen gegenüber. Buchstäblich vor unseren Augen spielte sich ein tragisch-paradoxes Geschehen ab: Während die KMT immer mehr im Korruptionssumpf versackte und in unglaublicher Unfähigkeit sich in völlig sinnlose Maßnahmen verlor, boten sie den Kommunisten das wirkungsvollste Material für ihre Propaganda. Die Waffenlieferungen der Amerikaner landeten in kürzester Zeit in den Händen der kommunistischen Streitkräfte. Und so wurden beide, obwohl verschworene Todfeinde der Kommunisten, zu ihren effektivsten Wegbereitern!



Wilhelm Dunsing in glücklichen Tagen auf einer Wanderung in den Bergen oberhalb von Tschifu, 1931

Quelle: StuDeO-Fotothek P0177

Am 16. Januar 1949 besetzten die chinesischen Kommunisten Tientsin. Es war meine zweite „Befreiung“! Die einziehenden Rotarmisten benahmen sich vorbildlich diszipliniert. Die neuen Machthaber nahmen sich der Vielzahl der Aufgaben mit großem Geschick an und waren offensichtlich gut darauf vorbereitet. Bis zum Spätsommer 1949 war ganz China fest in der Hand der Kommunisten. Überall wo sie hinkamen, selbst in den größten Städten, stellten sie die Versorgung sicher, und zwar in kürzester Zeit. Sie öffneten die Verkehrswege und stellten im ganzen Lande Ruhe und Ordnung her, eine wirklich erstaunliche Leistung. Bis zum Sommer 1950 ließen sie ihre Pläne zur Sozialisierung in der Schublade ruhen und konzentrierten sich darauf, Handel und Verkehr zu beleben. Jeder wurde ermuntert, in seinem Bereich sein Bestes zu tun, um die Produktion anzukurbeln. Man gab der privaten Initiative einen weiten Spielraum

¹ Tschifu wurde nur wenige Tage nach dem 15. August 1945 von den Kommunisten besetzt. Die japanischen Truppen hatten sich auf ihre Schiffe verzogen. In Tsingtau waren sie aber Gott sei Dank nach der Kapitulation an Land geblieben und schirmten einen Monat lang die Stadt gegen die Kommunisten ab, bis die Kuomintang-Truppen eintrafen.

² Nach heutiger Umschrift: Bu hai pa! Woamen Balu jun, bu da ren, bu ma ren!

und ließ das freie Spiel der Kräfte walten. Die Chinesen nahmen diese Chance voll wahr, und in kurzer Zeit bahnte sich ein Wirtschaftswunder an. Als am 1. Oktober 1949 die CVR (Volksrepublik China) verkündet wurde, blühten allenthalben die Geschäfte, und es ging den Menschen gut. So standen Ende 1949 bis zum Sommer 1950 große Teile der Bevölkerung, besonders in den großen Städten, hinter der neuen Regierung!

Alfred Tritthart (vermutlich): Tientsin

Für den 4.1.1949 hatte sich eine Reihe von Deutschen, wie [Herr] Fritz und Frau, Familie Schlömer, Familie Pastor Lehmann und einige andere das Missionsflugzeug St. Paul³ bestellt und warteten dann auf das Flugzeug, doch kam dasselbe angeblich nicht, und so mußten die prospective passengers abends unverrichteter Dinge, hungrig und verfroren wieder nach Hause, was gar nicht einfach war, denn man hatte alles gepackt, die Wohnung aufgegeben etc. Wie sich später herausstellte, war das Flugzeug tatsächlich über Tientsin, konnte aber nicht landen, da das Bodenpersonal ausgerissen war und der Flugplatz sofort beschossen wurde, wenn sich ein Flugzeug zum Landen zeigte. Nach Peking konnte man auch nicht mehr, da die Eisenbahn schon seit November außer Betrieb war.

Die Ortschaften um Tientsin wurden von den Nationalisten dem Boden gleichgemacht, und die Bewohner mußten versuchen, irgendwo in Tientsin unterzukommen, was bei den vielen Flüchtlingen sehr schwer war, denn es war auch sehr viel Militär in Tientsin zusammengezogen worden.



Das Forum

Quelle: StuDeO-Fotothek P1835

Dann wurde Tientsin befestigt, und was dort an Barrikaden und Verteidigungsstellen gebaut wurde, ist überhaupt nicht zu beschreiben. Zentrum der Verteidigung war das Forum, an jeder Straßenecke wurden Barrikaden gebaut, und die [ehemalige] italienische Konzession glich einem Feldlager. Bäume wurden geschlagen, Holzlager beschlagnahmt und die schönsten

³ Die St. Paul, eine C-47 Douglas der Lutheran World Federation, ist bekannt geworden durch die Evakuierungsflüge von Sommer 1946 bis Ende 1949, teilweise mit deutschem Personal besetzt. Vgl. Max Springweiler: Flugpionier in China (1996), 6. Kapitel.

Balken zersägt und in die Barrikaden eingebaut. Weshalb man die innere Stadt derart befestigte, ist unverständlich. Alle Geschäfte schlossen und verbarrikadierten die Fenster. Die Zugänge zu den Seitenstraßen wurden verrammelt und später zugemauert, so daß man in viele Häuser nur durch ganz kleine Eingänge hinein konnte. Die Stadt war tot.

Das Geschützfeuer um Tientsin nahm täglich zu, und die Lebensmittel wurden knapper, da nichts mehr in die Stadt kam, und auch entsprechend teurer. Der Schiffsverkehr hatte schon am 9.12. aufgehört, und wir waren ab 3.1. total von der Außenwelt abgeschlossen. Am 12.1. wurde die russische Konzession beschossen, und wir sahen Geschosse im Peiho [dem Fluß] krepieren. Am 13.1. gab es kein Licht und Wasser mehr, und somit konnten wir auch kein Radio mehr hören. Am 14.1. versuchen wir noch, ins Office zu gelangen, kamen aber nur bis Jardines [Jardine, Matheson & Co.], da Geschosse bereits in die französische Konzession gingen. Nachmittags wurde ein großer Öltank in der russischen Konzession getroffen und flog in die Luft, wodurch viele Scheiben in der Stadt entzwei gingen und auch die Godowns der ehemaligen DKK [Abkürzung eines Firmennamens?] gingen in Flammen auf. Dazu gewaltiges Artillerie- und Infanteriefeuer, und es wurde mulmig.

Wir packten daraufhin das Notwendigste zusammen, um bei Feuersgefahr wenigstens etwas zu retten, denn Wasser gab es nicht, und wir hatten erhebliche Kälte. Man wagte nicht, schlafen zu gehen, denn jeden Augenblick konnte der Nahkampf losgehen, und es wurde sehr ungemütlich. Das Feuer kam immer näher an die Stadt, und am 15.1. morgens fielen auch Granaten dicht bei uns. Das große Etagenhaus neben Dr. Mai und Fritz und gegenüber von Haesloop wurde getroffen und brannte total ab. Das Haus von Fritz bekam auch einen Treffer, zum Glück war [das Ehepaar] Fritz nicht im Haus gewesen.

Um 10.30 Uhr vormittags kamen die ersten roten Truppen in Sicht, und ich konnte alle genau von meinem Fenster aus sehen. Der Widerstand der Nationaltruppen war nicht groß, aber dann kam das Ärgste: sie gingen in die Privathäuser, um die Uniform abzustreifen und sich Zivilkleider zu greifen. Hierbei ist eine Menge gelootet [geplündert] worden. Um 11.30 Uhr war bei uns alles vorbei, und jetzt kam der Mob und drang in die Häuser, wo die Nationaltruppen gelegen hatten, und klaute nach Strich und Faden. Aus dem Fritz-Haus wurden sämtliche Türen und Fenster etc. in no time gestohlen und abgeschleppt. Nachmittags patrouillierten die roten Truppen durch die Stadt und hielten gut Ordnung.

Nun zu den roten Truppen. Ganz blutjunge Burschen, teilweise noch Kinder, aber von vorbildlicher Disziplin. Auf 50 Mann immer ein Leiter, auf 10 Mann ein Maschinengewehr, dazu kleine Grabenmörser und enorm viele Handgranaten. Wie ich nachher hörte, haben die Leute während drei Tagen im Freien bei 10 Grad Kälte nur von kalter Hirse gelebt, und es ist erstaunlich, was die Leute geleistet haben. Alle Leute mit gefütterten Felluniformen und tadellos ausgerüstet.

Am 16. Januar machten wir dann einen Gang durch die Stadt. Die Victoria Road war mit Glas bedeckt, da mindestens 60% aller Scheiben kaputt waren und dabei viele große Ladenscheiben. Bei Sin Hua Bank Building war ein Munitionswagen in die Luft gegangen und hatte die Straßenbahnoberleitung und beinahe alle Fenster mitgenommen. Auch in die Internationale Brücke waren Geschosse hineingegangen und hatten teilweise die dicken Träger durchschlagen, in der Gegend des Bahnhofes muß heftig gekämpft worden sein, denn dort waren viele Häuser kaputt, wie auch auf der Straße bis zur Brücke bei der Zentralpolizei heftig gekämpft worden sein muß. In der Asahi Road standen verlassene Straßenbahnwagen, aber man muß es der Straßenbahngesellschaft lassen, daß sie schnell die Schäden repariert hat, neue Leitungsdrähte zog, die Wagen abschleppte, und in ein paar Tagen fuhr die Bahn wieder.

Was nun kam, war die Einquartierung, in alle größeren Häuser wurden Truppen gelegt, und die Bewohner mußten Betten, resp. Teppiche, Schüsseln etc. zur Verfügung stellen. Wenn man bedenkt, daß diese Truppen seit Monaten unterwegs waren und kaum Gelegenheit hatten, zu baden resp. ihre Sachen zu waschen, kann man sich denken, daß der Geruch von 20 Mann furchtbar ist. Dazu kommt, daß die Leute aus der Mandschurei kommen⁴ und in allen möglichen Plätzen gelegen haben, von denen sie kleine Bewohner mitgebracht haben. Wenig erfreulich für die Betroffenen ist auch, daß meist die gleichen Häuser, die einmal Einquartierung gehabt haben, beim nächsten Schub wieder drankommen. Ob Amerikaner, Engländer, Sowjetrussen etc., macht keinen Unterschied, denn beschweren kann man sich nicht – es ist Krieg. Aber eines muß man den Leuten lassen, sie sind ehrlich und nehmen nicht das Geringste, im Gegensatz zu den Nationaltruppen. Auch nehmen sie nichts an, außer heißem Wasser, und kochen für sich selbst.

Eine neue Währung haben wir auch bekommen und zwar "the People's money", und man legte den

⁴ Wo zuvor (im Herbst 1948) die Volksbefreiungsarmee unter Lin Biao den Kampf um die Mandschurei für sich entschieden hatte.

Gold Yuan erst 6:1, dann 8:1 und dann 10:1 um. Eigenartig war, daß eine Zeit lang der Yuan Shikai Dollar weit über einem US Dollar stand, während der Sun Yat-sen Dollar nur die Hälfte wert war. Während man anfangs nur 80 New Money für einen US Dollar bekam, bekommt man heute schon über 400 New Money für den US Dollar. Die Lebensmittel sind, in Devisen ausgedrückt, billiger geworden, aber es bestehen bisher keine Verdienstmöglichkeiten.

So gut die Militärseite klappt, mit Nachschub etc., so wenig klappt es mit der Zivilverwaltung, und bis heute, den 1.3.1949, gibt es praktisch noch keine Zivilverwaltung. Von Peking aus kann man ins Ausland telefonieren, aber nicht von Tientsin aus, und Post geht überhaupt noch nicht.

Die Bahn zwischen Tientsin und Peking geht wieder, aber vorläufig gibt es nur eine Einheitsklasse, und die Fahrt dauert in überfüllten Wagen 7-12 Stunden [statt knapp 2 Stunden]. Seit einigen Tagen dürfen auch Ausländer wieder fahren, was bisher verboten war.

Im großen und ganzen sind wir Europäer ganz gut durch den Schlamassel gekommen, aber was bringt die Zukunft?

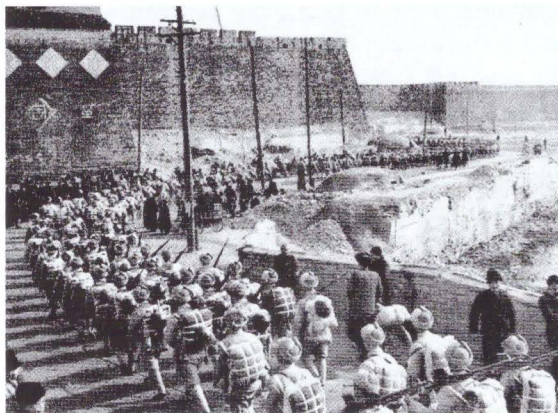
Sun Ai-fe [Ehefrau des Botschaftsrats Dr. Altenburg]: Peking

Maos Truppen standen vor Peking.⁵ Den ganzen Tag konnte man in der Stadt das Donnern der Geschütze hören. Die meisten wohlhabenden Leute waren bereits nach Shanghai oder Hongkong geflohen, bevor die nationalen Truppen die Tore in der Stadtmauer schlossen. Wer noch ein paar Kostbarkeiten besaß, vergrub sie nachts im Garten oder an irgendeinem geheimen Ort. Es konnte sich keiner vorstellen, wie das Leben unter Maos Regime aussehen würde. Es hieß nur, je ärmer man aussehe, um so besser würde man von Maos Leuten behandelt. Unter Tschiang [Chiang Kai-shek] hatten die Frauen natürlich viel westliche Errungenschaften wie Lippenstift, Rouge und Kosmetika benutzt. Das alles verschwand mehr und mehr, je lauter der Kanonendonner wurde. Die meisten Leute liefen jetzt schmutzig und schlecht gekleidet in wattierten Baumwolljacken herum.

Am 22. Januar 1949 wurde die friedliche Übergabe Pekings durch ein Abkommen zwischen Fu Tso-yi, dem Kommandeur der nationalen Truppen, und General Lin Pao/Lin Biao, dem Befehlshaber der

⁵ Die Belagerung Pekings kostete einen Deutschen das Leben. Erich Wilberg, Journalist und ehemaliger Herausgeber der Literaturzeitschrift „Die Dschunke“, war am 7. Januar 1949 außerhalb der westlichen Stadtmauer in die Stellungen der Nationalchinesen geraten und erschossen worden.

kommunistischen Volksarmee, vereinbart. Maos Truppen zogen in die alte Kaiserstadt ein. Sie trugen – für chinesische Verhältnisse – sehr ordentliche Uniformen und waren überraschend freundlich und entgegenkommend. Sie benahmen sich besser als Tschiangs Truppen.



*Kommunistische Truppen an der NW-Ecke der Stadtmauer
Quelle: Derk Bodde: Peking Tagebuch, vor S. 241*

Als erstes wurden alle Teehäuser geschlossen. Das sind in China Bordelle gehobener Stufe. Die Dancing Halls blieben weiter geöffnet, als Vergnügungszentren für die „Befreier“. Die Juweliere und Antiquitätenhändler, einstmals ein starker Faktor im chinesischen Geschäftsleben, machten zu. Die alten chinesischen Silberdollar mußten auf der Bank abgeliefert werden, ebenso alles Geld in ausländischer Währung. Neues stabiles Geld wurde eingeführt, der sogenannte „Volksdollar“.

Dann verordneten die neuen Herrscher eine einmalige allgemeine Volksabgabe. Willkürlich bestimmten sie die Summe, die der einzelne Besitzende zu zahlen hatte. Aber es war nicht so schlimm. Sie ließen mit sich handeln.

Die Rikschas mußten abgeschafft werden, da es „nicht mit der menschlichen Würde zu vereinbaren ist, daß ein Mensch den anderen zieht.“ An ihre Stelle sollten die „Pedicabs“ treten. Der einzige Unterschied war nun, daß der Kuli nicht mehr laufen, sondern treten mußte. Aber die Anordnung setzte sich nicht durch.

Junge Leute mit Abitur konnten nach 1½jährigem Studium leitende Posten in der Kommunalverwaltung einnehmen. Die Züge fuhren wieder pünktlich in alle Richtungen. Die Eisenbahn stellte zusätzlich eine Menge Frauen als Lokomotivführer, Kontrolleure und Bahnhofspersonal ein.

Die Stadt veränderte sich. Die Kommunisten gingen daran, die Straßen zu verbreitern und regelmäßig zu säubern. An den Südtoren errichteten sie in der Nähe des Zentralparks einen „Roten Platz“ [später erweitert und als Tiananmen-Platz bekannt geworden] für Versammlungen und Aufmärsche. Regelmäßig hielten die Kommunisten in allen

Stadtteilen Versammlungen ab. Die Polizei ging dann von Haus zu Haus und forderte die Familien auf, je ein Mitglied zu schicken. Auf diesen Versammlungen sollten alle, besonders aber die Kulis und unteren Schichten, die nicht lesen und schreiben konnten, die kommunistische Lehre hören und den „Neuen Geist“ verstehen.

So haben wir uns nach drei Monaten unter der Herrschaft Maos an ein völlig neues Leben gewöhnt, als wir eines Nachts im April aus dem Schlaf getrommelt wurden. [...] Die Polizisten durchkramen das ganze Haus. Die Soldaten finden natürlich keine Gewehre, so sehr sie auch suchen. Nur in meinem Zimmer erregen einige Stapel sauber zusammengebundener Briefe, die mir mein Mann aus seiner Landsberger Internierung⁶ in Englisch geschrieben hatte, ihr Interesse. [...] Dann ziehen sie die Schlußfolgerung: „Sie haben Verbindung mit Ausländern. Kommen Sie bitte mit.“ [Frau Sun wurde drei Monate im Distrikt-Untersuchungsgefängnis festgehalten und verhört.]

Eva Skoff (verh. Bodenstein): zunächst Tsingtau, dann Shanghai

17.03.1947 Tientsin: Der erste Tag stellungslos.⁷

⁶ Dr. Felix Altenburg war im später umstrittenen „Ehrhardt-Prozeß“ am 17. Januar 1947 in Shanghai verurteilt und zusammen mit anderen Verurteilten im Februar 1947 auf der „Marine Jumper“ nach Deutschland transportiert und ins Zuchthaus von Landsberg/Lech verbracht worden. Unter dem Decknamen „Büro Ehrhardt“ verbarg sich die Abwehr des Oberkommandos der deutschen Wehrmacht im japanisch besetzten Teil Chinas. Seitens der US-Regierung wurde ihr vorgeworfen, trotz der deutschen Kapitulation vom 8. Mai 1945 weitergearbeitet zu haben. Als am 1. August 1946 die Anklageschriften überstellt wurden, befanden sich unter den Angeklagten allerdings nicht nur die Mitglieder des Büros Ehrhardt in Shanghai, Canton und Peking, sondern auch Diplomaten wie Dr. Altenburg und Journalisten wie Wolf Schenke.

⁷ Zur Vorgeschichte ergänzt Christl Hickman, Eva Skoffs Zwillingsschwester, am 17. Oktober 2009: Die Amerikaner sind schon seit Anfang 1947 von Nordchina weg, langsam zogen sie sich wegen des ständigen Vorrückens der Kommunisten nach Süden zurück (Tsingtau, dann Shanghai), und deshalb verloren wir ja alle unsere Stellungen und saßen arbeitslos und gelangweilt in Tientsin herum. [Viele hatten davor schon einmal ihre Stellung verloren, als nach dem Krieg deutsche Firmen schließen mußten bzw. von Chinesen übernommen wurden.] Dann hörte ich, daß in Tsingtau Sekretärinnen sehr gesucht werden, außerdem habe man von Washington den „Befehl“ erhalten, keine Russen mehr anzustellen, aber Deutsche und Österreicher seien ok! Im Mai 1947 besuchte ich Lilo [Wilfert] in Peking, um ihre Mutter zu überreden, daß sie mit mir nach Tsingtau darf. Schiffsverbindung gab es nicht, die Zugverbindung

14.10.1947 An Bord der „Doe Chung“ von Tientsin nach Tsingtau.

30.10.1947 Seit gestern arbeitete ich bei den Amerikanern [am Flughafen in der Abteilung Navy Supply] – ich mußte zwölf Tage auf die clearance warten.

26.11.1948 An und für sich ist noch alles beim alten, nur daß es eben brenzlicher wird. Man weiß nicht, was man mehr befürchten soll – weiterer Vormarsch der Kommunisten, daß die Amerikaner China nicht mehr helfen und abdampfen, daß die [national]chinesische Regierung abdankt oder ein neuer Krieg. Alle dependents [Dienstboten] werden nach Hause geschickt, die Zivilisten evakuiert, und auch uns Österreichern wurde geraten, China baldmöglichst zu verlassen.

13.12.1948 Von Paul Glesinger [vom Österreichischen Konsulat] erfuhr ich, daß die österreichische Regierung uns nicht kostenlos repatriieren kann. Er meinte, die IRO [International Refugee Organization] werde vielleicht etwas für uns tun.

27.1.1949 Da die [US-] Marines im Wegfahren begriffen

sind, werden wir wohl bald unsere Stellungen verlieren. Das wäre nicht sehr angenehm, wenn wir nicht gute Aussichten hätten, Anfang Februar wegfahren zu können. – Beim ersten Mal wurde uns gesagt, daß wir keine DP's [displaced persons] seien und daher kein Anrecht auf IRO-Unterstützung haben. Aber dieses Mal wurde uns gesagt, daß wir sehr wahrscheinlich mitfahren können, gegen Bezahlung, hauptsächlich, da wir unsere Einreise nach Österreich [gemeint: Visum für ...] haben.

9.2.1949 Jetzt fahren wir Samstag von hier nach Shanghai und wissen nicht, wann es von dort weitergeht. Wir fahren auf einem LST [Landing Ship Transporter] und müssen auf alle Fälle nach Shanghai, denn Tsingtau ist finished. Wenn die letzten Schiffe rausfahren, sind wahrscheinlich die

war an verschiedenen Stellen wegen kommunistischer Attacken unterbrochen, also blieb nur der Flug. Mit viel Glück ergatterten wir Passagen bei einer chinesischen Fluglinie von Peking nach Tsingtau, wo wir am 17. Juni ankamen.

Kommunisten bald hier [sie marschierten am 2. Juni 1949 widerstandslos in Tsingtau ein].

11.2.1949 Ludwig hat uns in Shanghai bei verschiedenen Schiffahrtslinien vorgebucht – vor Juli/August besteht keine Möglichkeit, Preise 150-200 englische Pfund. Bei der IRO können wir mit, wenn wir in Shanghai gleich bezahlen.

20.2.1949 Paar Tage, nachdem wir alle stellungslos herum-saßen, hörten wir von der Evakuierung sämtlicher Europäer nach Shanghai. Da uns Pater Fontana von der IRO sagte, daß dieses die erste und letzte Evakuierung von Tsingtau sei, packten wir unsere Koffer und fuhrten hierher [nach Shanghai]. Mit uns [den Schwestern Eva, Hilde und Thirza Skoff] kamen: Lilo Wilfert, Ludwig und Gisela Lange, zwei Marschalls [Hilde und Irmgard], Helmuth Klicker, Hermann und Laura Neukamp und Jürgen Geschke. Du siehst, mal wieder eine Gruppe deutscher Jugend.

23.2.1949 Die Fahrt auf dem LST hat Spaß gemacht, dann sind wir in einem russischen Armenhaus gelandet, aber durch den Konsul Ott haben wir diese nette Dreizimmer-

Wohnung bei einem deutschen Ehepaar [Kruse] bekommen. Wir hoffen, auf einem Schiff am 4. März mitzukommen. Das Geld ist der Haken wie immer.

5.3.1949 Was sich in den letzten zwei Tagen ereignet hat, begreife ich immer noch nicht. Tatsache ist nur, daß wir unser Ticket in der Tasche haben. [Eva Skoffs Schwester Christl, die nach ihrer Eheschließung im September 1948 mit ihrem Mann in die USA ausgewandert war, hatte Schecks für drei Tickets à US \$ 330 geschickt.] Die „Rena“ war auf den 7. März verlegt worden, und wir konnten noch buchen!

10.3.1949 ss „Rena“ [das unter Panama-Flagge fahrende Schiff hatte einst Kaiser Wilhelm II. als Privatyacht gedient]. Das Schiff sehr klein und sehr dreckig, von Lloyd Austria keine Rede! 180 Passagiere, größtenteils deutschsprechend, viele Patres, Nonnen, katholische Kandidaten und Missionare. Hoffentlich bringt uns dieser Kahn sicher nach Hause – 45 Tage soll die Fahrt dauern!



Bei Börters in Tsingtau gut untergebracht:
v.l.n.r.: Lilo, Irmgard, Ludwig, Gisela, Tita Rumpf,
die Zwillinge Christl und Eva



Auf dem LST: Ludwig, Thirza und Eva
Quellen: StuDeO-Fotothek P7988 u. P7987

Wolfgang Tröger: Shanghai

Die politische Lage verdüsterte sich täglich, Friedensverhandlungen versagten ohne irgendwelchen Erfolg. In Hungjao, westlich von Shanghai, errichteten die Nationaltruppen fieberhaft ein Bunker-Netz mit Verteidigungsgräben, die Front lauerte nun kaum 130 km entfernt.



Quelle: Wolfgang Tröger, Nr. 044

Die Straßen brachen mit Menschenmengen, überannt von Flüchtlingen aus allen Richtungen, nach der letzten Schätzung schwoll die Stadtbevölkerung nun zu 6 Millionen an. Die Bürgersteige in den Hauptstraßen, zusammen mit Rikshas, Pedicabs und Fahrrädern ähnelten einem Lavafluß. Eisenbahnzüge im Pendelverkehr mit Nanking, zum Brechen bis über die Dächer mit Menschen belegt, trugen zur Verstopfung bei. Die kommunistische Übernahme Tientsins studierte ein jeder mit spannender Erwartung, als Musterbeispiel, in Hinsicht des bevorstehenden Schicksals, das diese Metropole nun bald befallen wird. – Das Elend Zehntausender von Flüchtlingen, die sich halbverhungert auf den Bürgersteigen der Stadt niederließen, bedrohte das Überleben der schon bestehenden riesigen Bettlerbevölkerung, eine menschliche Tragödie erster Klasse, noch zumal mitten im Winter! Innerhalb von zwei Monaten sammelte die Behörde 5.000 erfrorene Seelen in den Straßen!

Die Hauptstadt Nanking, nordwestlich von Shanghai, fiel Ende April [1949] in die Hände der Kommunisten, welche nun die Überquerung des Yangtses, eines enorm breiten Flusses, an Stellen zwischen 1½ und 2 km Breite, planten. Das bereitete den Truppen besondere Schwierigkeiten, sich durch den reißenden Strom, noch zumal ohne Brücken, zu transportieren.

Die Aktivitäten des kommunistischen Untergrunds brachten ein tägliches Zunehmen von Absperrungen ganzer Häuserblocks und hinderte uns so manchmal am Weg zur Arbeit. Spionen, Einbrechern und korrupten Beamten reichte man nun kurzerhand einen Genickschuß. Meine Arbeit bei der „Yee Tsoong Tobacco Co. Ltd.“ – besser bekannt als die „British American Tobacco Co.“ (B.A.T.) – beschränkt sich nun auf zwei bis drei

Tage wöchentlich, verursacht durch den geringeren Absatz und Überspeicherung der Zigaretten in den schon überfüllten Lagerhäusern.

Am 13ten Mai herrschte Frontgefühl über Shanghai. Für 23 Stunden hämmerte ununterbrochen schwere kommunistische Artillerie auf die Stellungen der Regierung, knapp 15 km entfernt. In der Zigarettenfabrik zitterten die Fenster, und beobachteten wir zwei große Feuer gegenüber dem ehemaligen deutschen Ruderklub.

Alle Anzeichen wiesen nun auf eine feste Entschlossenheit der Nationalisten, Shanghai nun bis zum bitteren Ende zu verteidigen. In Hungjao befestigte die chinesische Armee das Gelände in erstaunlicher Einzelheit, Bunker auf Bunker, aus Eisenbeton in den Feldern und aus Backstein in den Straßen, ragten wie Pilze aus der flachen Landschaft. Zur Deckung des Geländes fällte das Militär sämtliche Bäume an Straßenrändern, die schönsten Pappeln und Platanen umgelegt, Häuser und Bungalows in die Luft gesprengt. Schützengräben und Stacheldrahtzäune schlängelten sich in verwirrender Art durch Gärten, Felder und Straßenkreuzungen, zusammen mit schweren Bunkeranlagen und daraufgesetzten Maschinengewehrnestern, zum Bestreichen des Feindes in allen Richtungen.

Eine „Siegfried Linie“ ringelte sich in einem riesigen Halbkreis zum Westen des Whangpoos. Eine 3½ Meter hölzerne Wand, bestehend aus über 1.500.000 Baumstämmen, in die Erde eingerammt, schlängelte sich durch die Landschaft. Diese Stämme, von 25 Zentimetern durchschnittlichem Durchmesser und eng aneinander gesetzt, wurden nur von den wenigen Hauptstraßen Richtung Shanghais unterbrochen, und an diesen Durchfahrten durch schwere Eisenbetonbunker bedeckt. Alle motorisierten Fahrzeuge, außer solchen mit besonderen Pässen, verbannte man von den Straßen.

Die Ankunft von chinesischen Stoßtruppen aus Formosa mit amerikanischen Helmen, Lederstiefeln und Schnellfeuerwaffen sorgte für die Beschleunigung der Errichtung von weiteren Tausenden von geplanten Befestigungen. 2.000 Jeeps und Lastwagen, von der Woosung Garnison requiriert, halfen in den Vorbereitungen. Truppen besetzten die oberen Stockwerke aller höheren Gebäude, besonders die großen Banken am Bund entlang, zur Deckung im Falle einer Überkreuzung der Kommunisten vom gegenüberliegenden Ufer des Whangpoos. Das Militär setzte den „Curfew“ (oder Ausgehverbot) nun auf 22 Uhr, und in manchen Gebieten in Hungjao auf 19 Uhr, nach welcher Zeit Tanks und Panzerwagen kreuz und quer durch die Vororte rasselten.

Am 24ten Mai gelang es den Kommunisten, die Nationale Front am Hungjao Flugplatz zu durch-

brechen, kaum 10 km von unserer Wohnung entfernt. Um 21 Uhr an diesem Tage begann der Rückzug der Gouvernment Truppen, eine unendliche Schlange von Mann und Maus und Sack und Pack. Das waren die Elite Truppen mit vollkommener amerikanischer Ausrüstung!

Es knallte aus allen Rohren. Wie wir später erfuhren, schlugen sich noch Tanks und Panzerspähwagen durch einen von den Kommunisten bereits eingekesselten Stadtteil und blieben dann wie die Hasen auf der Strecke liegen. Die Burschen in den Panzerwagen, von einer kolossalen Panik ergriffen, schossen mit ihren schweren Maschinengewehren wie die Wilden nach allen Richtungen. Die Nationaltruppen fanden, außer den Bunkern an den Straßenkreuzungen, keine Möglichkeit, sich direkt aus den Häusern zu verteidigen, da man jede Gasse oder Hauseingang zum Schutz gegen Plünderer entweder verbarrikadiert oder zugemauert und damit eine Falle für die eigenen Truppen gelegt hatte!



*Carlowitz & Co. am Soochow Creek
Quelle: W. Tröger, Nr. 026*

Am nächsten Morgen marschierten die ersten Soldaten der "Peoples Liberation Army" (Volksbefreiungsarmee), unter dem Befehl Generals Chen-Yis, in ihren olivgrünen Uniformen in Shanghai ein. Russische MIG-Jäger streiften in einer tollen Geschwindigkeit über die Dächer, und wir nahmen an, daß dieses Manöver nur für Propagandazwecke diente. Das gute Benehmen und die äußerst strenge Disziplin der „Befreier“ brachte nur Staunen von der Bevölkerung.

Wir fuhren dann zur Hungjao Bahnlinie, wo Straßenkämpfe in größerem Maßstabe stattfanden. Am selben Morgen noch erschienen nationale Jäger (amerikanische P-51 Typen), die im Sturzflug ihre Salven lösten. Gegen Mittag radelten wir in die Stadt und schlängelten uns durch die kommunistische Infanterie zum Dachgarten des sechsstöckigen YMCA Gebäudes und betrachteten die Lage von oben. Nationalistische Fanatiker schossen noch aus den 10-stöckigen Kaufhäusern in der Nanking Road, darunter „Sun & Co.“ und „Sun Sun & Co.“.

Der letzte Widerstand bis zum Soochow Creek, die nördliche Grenze der internationalen Konzession, brach am 26ten Mai, doch am gegenüberliegenden Ufer knallte es noch aus allen Rohren – die flüchtende Armee ihren Rückzug deckend.



*Carlowitz verbarrikadiert, nach Beschuß
Quelle: Wolfgang Tröger, Nr. 028*

Dabei erlitt das Gebäude von Carlowitz & Co. den größten Schaden mit eingeschossenen Fenstern und Türen. Querschläger landeten weit im Stadtinnern.

Der Held des Tages, ein deutscher Arzt, wurde das einzige Opfer unter den Weißen, er erhielt einen Treffer im Oberschenkel und schlich sich dann durch Kreuzfeuer zum amerikanischen Konsulat, um dort einer schwangeren Frau auf den Eingangsstufen bei der Geburt zu helfen. Wie es sich später herausstellte, war seine Patientin eine staatenlose Weißrussin, die in ihrer fanatischen Entschlossenheit, auch unter Lebensgefahr, auf „amerikanischem Boden“ ihrem Kind die amerikanische Nationalität sicherte!

Die Straßenkämpfe brachten im Ganzen nur 200 Tote, hauptsächlich neugierige Chinesen, die mit offenen Müulern sich den Kugelregen angafften – nicht gerade übermäßig für eine nun 6 Millionen Stadt.

Im Hafen versenkten die Nationalisten zehn Schiffe, darunter einen der größten Schlepper Shanghais, um den Kommunisten eine eventuelle Überquerung des Whangpoos schwierig zu machen. Die B.A.T. registrierte in den Betondächern fünf Treffer von jeweils zwei Metern Durchmesser, nebst 450 eingeschossenen Fenstern. Flüchtlinge und nationale Soldaten, die während der Kämpfe die Fabrikhallen belegten, plünderten die Geschäftsräume aus und ließen einen Schweinestall zurück! Eine Woche nach den Schießereien wagten wir uns wieder in unsere Werkstätte zum Aufräumen.

Kurz vor der Evakuierung steckten die Verteidiger das große Flugzeugbenzindepot in Kiangwan in Brand. 8.000 Benzintrommeln von je 200 Litern Inhalt entzündeten sich und explodierten in einer gewaltigen Hitze, eine nach der anderen, über 24 Stunden. Trotz der 15 km Entfernung reflektierte der blutrote Himmel einen höllisch unheimlichen

Schein auf die Stadt. Zwei riesige Öltanks der Standard Vacuum Oil Company brannten über zwei Tage aus.

Die kommunistischen Soldaten waren sehr gut diszipliniert und lehnten, in einer bescheidenen Weise ohne irgendwelche Zögerung, Geschenke und alle Hilfe der Bevölkerung ab. Ich beobachtete folgendes: Einem Soldaten wurde ein Stück Brot angeboten, das er freundlich zurückwies und betonte, daß er und seine Kameraden von dem Volke nichts nehmen. Doch ließ er sich am Schluß überreden, nahm das Brot und zahlte dafür. Wie ich später erfuhr, verbrachte der total herunterstrapazierte „Befreier“ zwei Tage und Nächte ohne Schlaf und Nahrung, sogar Unterkunftsangebote der Bevölkerung wurden abgelehnt. Zu Hunderten schlumerten sie an Straßen- und Fußsteigrändern, um dem Verkehr nicht im Wege zu stehen. Das fand ich allerhand! Jeder Soldat kämpfte für ein Ideal, und er war bereit, dafür sein Leben zu opfern.

Berta Steybe (verh. Kleimenhagen): Canton und Hongkong

Wir waren etwa vierzig Deutsche, Erwachsene und Kinder, die sich im Mai [1949] aus verschiedenen Gegenden Südchinas in der Berliner Mission in Canton zusammengefunden hatten. Hinter jedem von uns lagen 12-18 Chinajahre, reich an Erlebnissen aller Art.



*Berta Steybe und ihre Schüler
der Liebenzeller Missionsschule in Changsha 1947.⁸
Die kleine Christa Bender stolz in ihrem chinesischen
Kleid, das sie sich zu Weihnachten gewünscht hatte.
Quelle: StuDeO-Fotothek P2660*

Aber der wilde Ansturm der kommunistischen Heere⁹ hatte nun den Entschluß in uns reifen las-

sen, unsere Missionsstationen zu verlassen und den Blick nach der Heimat zu richten.

Mein Canton-Aufenthalt dauerte vier Wochen. Das Wetter war unbeschreiblich schwül-heiß, und sobald es abends dämmerte, umschwirrten uns die Moskitos zu Milliarden. Die einzige Erquickung war ein Bad in den lauwarmen gelben Fluten des Perlfusses, an dessen Ufer sich unser Garten wie ein grüner Park hinzog mit seinen dunklen Lianen und der subtropischen Blütenpracht.

Die meisten der in Canton Wartenden hatten sich schon Wochen und Monate vorher brieflich Schiffsplätze reserviert. So sah es aus, als werde ich als Letzte fortkommen, weil ich vorher noch gar keine Schritte hatte unternehmen können. Viele Tage vergingen mit Laufereien auf die verschiedenen Agenturen und Konsulate, aber viel Hoffnung auf ein schnelles Wegkommen gab es nicht. Schließlich nahm ich mir die englische Hongkong-Zeitung vor, suchte neun Schiffsgesellschaften (amerikanische, englische, norwegische, schwedische, dänische, holländische) aus dem Anzeigenteil heraus, schrieb an jede einen dringenden Brief um einen Schiffsplatz und wartete voll Spannung auf die Antworten. Schon am übernächsten Tag kamen die ersten. „We regret to inform you ...“ oder „We are very sorry ...“ – alles Absagen. Die Schiffe waren vorausgebucht bis November und Dezember; denn in Hongkong und Canton warteten ja Tausende von Ausländern auf Fahrgelegenheiten nach ihren Heimatländern in Europa und Amerika.

Hoffnungslos sah die Sache aus, ganz verzweifelt hoffnungslos. Aber das Wunder geschah! Ganz unerwartet erschien eine Notiz in der Zeitung über einen englischen Truppentransporter, der am Montag, 20. Juni, Hongkong verlasse und auch eine beschränkte Anzahl Passagiere mitnehme. Es war allerhöchste Zeit, wenn ich da noch mit wollte. Schon war es Freitagnachmittag, und wie viele Hongkonger mochten uns Cantonern schon zuvor gekommen sein, weil sie die Zeitung einen Tag früher bekamen!

Am Samstagmorgen konnte ich mit Hilfe unserer Heimhausmutter meine Fahrkarte in Hongkong telefonisch bestellen. Ich bekam wirklich noch eine! Mein nächster Gang war auf das englische Konsulat, wo ich mein Visum bekam. Dann ging's zur chinesischen Polizei zur Abmeldung und zuletzt aufs Flugbüro, um eine Karte nach Hongkong zu bestellen.

⁸ Die Schule befand sich im Haupthaus (siehe Foto S. 20), wo auch die Schüler wohnten, während ihre Eltern auf anderen Missionsstationen arbeiteten.

⁹ Canton fiel am 14. Oktober, Chungking am Oberlauf des Yangtse am 3. Dezember 1949. Noch vor der endgültigen Einstellung der Kämpfe verkündete Mao Tseung die VR China am 1. Oktober 1949 in Peking.

Alles ging so schnell, als sei es nur ein Traum. Kaum konnten es die anderen glauben. Wie gerne hätten auch sie diese einzigartige Gelegenheit genutzt, aber sie hatten entweder ihre Schiffskarten für Juli oder August schon in Händen oder ihre Papiere noch nicht in Ordnung.



*Die Berliner Mission am Perlfluß in Canton
Quelle: StuDeO-Fotothek P1630*

Als mich am Nachmittag das Fährdampferchen der „Weiße Kranich“ nach der Stadt hinüberbrachte, gab es noch lange ein lebhaftes Winken vom Landungssteg. Drüben hielt schon der Omnibus der englischen Luftfahrtgesellschaft. Alle anderen Reisenden waren Chinesen, die Damen mit Dauerwellen, roten Lippen und Fingernägeln, in bunten Seidengewändern nach modernem chinesischem Stil und die Herren in tadellos sitzenden europäischen Anzügen. Solche Chinesen hatte ich im Inland wenig gesehen. Manche hatten gar kein Gepäck – sie flogen nur mal schnell zum Wochenende hinüber! [Im Flugbüro] erschien eine junge englische Stewardess in flatter Uniform mit einem Brief in der Hand und händigte ihn mir aus mit der Bemerkung, er sei von der Schiffsagentur. Mr. Wright teilte mir darin mit, er werde mich am nächsten Morgen um 10 Uhr am Flüchtlings-Zeltlager abholen, um mir bei der Polizei und sonstigen Ämtern bei Erledigung aller Formalitäten behilflich zu sein. Das Zeltlager war im Auftrag der Hongkong-Verwaltung von der Heilsarmee eröffnet worden, als von allen Richtungen Ausländer nach Hongkong zu strömen begannen und da in kurzer Zeit alle Hotels, Pensionen und Missionen überfüllt gewesen waren. [...] Bei der Rückkehr ins Lager erfuhr ich, daß eine ganze Anzahl Zeltbewohner, etwa fünfzig von ihnen, fast alle aus Shanghai geflüchtete, auch am nächsten Morgen mit dem Truppenschiff, der „Empire Halladale“, abreisen würden. [...]

Am Hafen bestiegen wir gleich ein Dampferchen, das uns zu unserem Ozeanriesen bringen sollte. Der lag weit draußen, stolz in seinem weißem Anstrich und im Schmuck der bunten Wimpel und Fahnen, die seine baldige Abfahrt anzeigten.

Viele Gedanken bewegten mich in diesen Augenblicken. Der erste Abschnitt meiner Reise nach Deutschland lag nun hinter mir, und es kam mir zum schmerzlichen und doch gleichzeitig auch freudigen Bewußtsein: „Nun sind für uns die Brücken mit China vorerst abgebrochen, aber es geht der Heimat zu!“

Horst Rosatzin: Peking

Der Platz des Himmlischen Friedens, der Tian An Men, umfaßte damals – 1949 – eine Fläche von etwa einem Quadratkilometer un bebauten gestampften Lößbodens, von dem die Herbstwinde Schwaden von Staubwolken in die Höhe jagten. Am 1. Oktober jenes Jahres jedoch war kaum ein tellergroßer Flecken Boden zu sehen, denn mehr als eine halbe Million Menschen drängte sich dicht an dicht, um Zeuge eines großen Ereignisses zu sein – der Ausrufung der Volksrepublik China durch Mao Tse-tung/Mao Zedong, ein lang ersehntes Geschehen, das dem Erfolg nach harten Entbehrungen der vergangenen Jahre im unerbittlichen Kampf gegen ein korruptes Regime die Krone aufsetzte. Zu erleben war ein Truppenaufmarsch mit 50 Mann pro Reihe, der in endlosen Zügen schnurgerade an der Ehrentribüne vorbei defilierte – Männer- wie auch Frauentrupps –, es folgten Reiterbrigaden mit Hunderten der kleinen kampferprobten und widerstandsfähigen mongolischen Pferde und dann Waffenzüge aller Gattungen. Äußerste Disziplin und berechtigter Stolz prägten das große Ereignis. Weite Kreise von bunt gekleideten Frauen tanzten zu weithin erklingender Blasmusik den typischen heute noch gepflegten Befreiungstanz, um der Freude des Tages gebührend Ausdruck zu geben, und dann erscholl die Ansprache von Mao Tse-tung, in der er die Gründung der Volksrepublik China ausrief. Ein ohrenbetäubender Ruf „Mao Tse-tung – ein zehntausendjähriges Leben“ hallte ihm als Grußantwort entgegen und weit in die Stadt hinaus. Bis spät in die Nacht dauerten die festlichen Veranstaltungen, denen ich mich aber vor lauter Müdigkeit nach stundenlangem Stehen entzog.

Im Rückblick muß ich heute sagen, daß damals wohl kaum jemand die Tragweite jenes Ereignisses ermessen konnte.

Quellen: Auszüge aus Aufzeichnungen, die sich im StuDeO-Archiv befinden: Dusing *0400, Tritthart *0044, Sun Ai-fe *0505 (Erstveröffentlichung in „Der Spiegel“ 30.5.1951), Skoff *0115, Tröger *0711, Kleimenhagen *0130, Rosatzin *0727 (Erstveröffentlichung im StuDeO-INFO Dez. 1999). Ausgewählt und kommentiert von Renate Jährling.

Buchempfehlungen

Hahn, Emily: Shanghai Magie. Reportagen aus dem New Yorker. Aus dem Amerikanischen übersetzt, herausgegeben und mit einem Vorwort von Dagmar Yu-Dembksi.¹ Berlin: edition ebersbach 2009, 165 S., illustriert. ISBN 978-3-938740-89-7. – € 19,80.

Emily Hahn (1905-1997) hat im Laufe ihres Lebens gut fünfzig Bücher sowie zahllose Kurzgeschichten und Reportagen veröffentlicht. Ihr bekanntestes Buch dürfte „Chinas drei große Schwestern“ (1941) sein, für das sie sich einige Monate in Chongqing und Hongkong aufhielt, um Gespräche mit den drei Schwestern Soong zu führen, die mit drei führenden Männern Chinas verheiratet waren, den Parteiführern Sun Yat-sen und Chiang Kai-shek bzw. dem Finanzminister H. H. Kung.

Als sie dreißigjährig 1935 in Shanghai, eher zufällig und an China desinteressiert, eintrifft, hatte Emily Hahn bereits ein abenteuerliches Leben als Bergbauingenieurin und erfolgreiche Reporterin hinter sich. Sie will nur zwei Wochen bleiben, doch es werden viele Jahre daraus. Erst als die japanischen Besatzungstruppen schließlich nach dem Überfall auf Pearl Harbor die gesamte Stadt einnehmen, verläßt sie ihr geliebtes Shanghai und setzt sich, wie viele andere Ausländer und auch reiche Chinesen, nach Hongkong ab.

Es sind die Vitalität und Vielschichtigkeit des kosmopolitischen Shanghai sowie die Lebensklugheit der Chinesen, die Emily Hahn bald bezaubert und fasziniert hatten. Sie genießt die lockere Atmosphäre der Stadt, ohne ihre Schattenseiten und die politischen Konflikte zu übersehen. „Alles, was sie erlebt, setzt sie in Geschichten um“, bemerkt Dagmar Yu-Dembksi in ihrer lesenswerten Einführung. Unter dem Stichwort „Shanghai Magie“ präsentiert sie elf Reportagen der amerikanischen Journalistin, die zwischen 1937 und 1941 in der Zeitschrift „The New Yorker“ erschienen sind.

Durch Shao Xunmei, den Bohemien, Dichter, Verleger und Freund, den sie in „Der weise Chinese“ portraitiert, lernt Emily Hahn viele Facetten Shanghais kennen. Von ihm verleitet, verfällt sie der Opiumsucht, von der sie später befreit wird – auf welche Weise, erfährt der Leser in „The Big Smoke“.

¹ Dagmar Yu-Dembksi studierte Publizistik und Kunstgeschichte in Berlin. Sie verantwortet die Kulturprojekte am Konfuzius-Institut der Freien Universität Berlin und publizierte 2007 den Band „Chinesen in Berlin“, der als Vorlage für eine Ausstellung unter eben diesem Titel diente.

Eine Reihe ihrer Geschichten spiegeln die Kriegereignisse jener Jahre wider. In „Einmal Nanking und zurück“ erleben wir mit, wie sie im Herbst 1937 nichtsahnend in Ströme chinesischer Flüchtlinge und Soldaten gerät und nur unter Mühen in ihr Shanghaier Zuhause zurückkehren kann. Nachdem die Japaner die Internationale Konzession besetzt hatten, suchen zahllose Chinesen, ob arm oder reich, Zuflucht in der noch freien Französischen Konzession, die jedoch, als der Jahrestag des Kriegsbeginns naht, zum Schutz vor Aufständen mit Stacheldrahtzäunen gegenüber der Internationalen Konzession abschottet wird. Dies und die Folgen des Kriegsbeginns in Europa für Shanghai mit den verzweiferten Fluchtversuchen von Chinesen innerhalb des Stadtgebiets und nach draußen schildert sie in „Shanghai-Flüchtling“ und „Als der Frieden nach Shanghai kam“.

„Es ist die Mischung aus eigenem Erleben und liebevoll-ironischer Weltsicht, die ihren besonderen Stil ausmacht,“ so Dagmar Yu-Dembksi. Die von ihr in einem angenehmen Sprachfluß übersetzten Reportagen bieten eine unterhaltsam facettenreiche, stellenweise auch nahegehende Lektüre.

Renate Jährling

Hong Ying: Der Pfau weint. Berlin: Aufbau Taschenbuchverlag 2007, 247 S. ISBN 978-3-7466-2317-7. – € 8,95.

Die beiden Hauptpersonen des Romans sind zum einen Liu Cui, Wissenschaftlerin am Institut für Genetik der Academia Sinica, einem renommierten Labor in Peking. Zum anderen ihr Ehemann Li Lusheng, viel beschäftigter Direktor am Staudamm-Projekt des Yangtse-Flusses. Jeder lebt mehr oder weniger in seiner eigenen Welt. Er ruft sie etwa alle zwei Tage an und kommt ungefähr alle zwei Wochen beruflich nach Peking, wo sie aber nur wenig Zeit für einander finden. Sie hat ihn auch nie am Staudamm besucht.

Der Roman spielt in der Jetztzeit von 2007 und spiegelt das Leben von zwei verheirateten, selbständigen Menschen wider, die mehr oder weniger ihr eigenes Leben führen, bis Li Lusheng seiner Frau völlig unerwartet und eigenartigerweise via Sekretärin ein Überraschungsgeschenk zukommen läßt: ein Flakon „Opium“-Parfüm von Yves Saint Laurent. Das erregt ihr Mißtrauen, denn so etwas hatte er noch nie gemacht. Sie will der Sache auf den Grund gehen und ihren Gatten an dem Dreischluchten-Staudamm besuchen. In der Nacht vor ihrer Abreise aus Peking erzählt ihr ihre Mutter völlig überraschend, daß sie im dortigen Kreis und

in der alten Stadt Liang geboren sei und sie dort auch ihre „Tante“² Chen besuchen solle, zu der vor ewigen Zeiten der Kontakt abgebrochen sei.

Von dieser Ausgangssituation her entwickelt sich eine zweitägige Reise: Einerseits Erlebnisse und Beschreibungen aus der realen Jetzt-Welt des Staudammprojekts ihres Mannes, der alten, schmutzigen, umtriebigen Stadt Liang, in der sie geboren wurde und die bei der Flutung des Stausees untergehen wird. Politik, Korruption im Zusammenhang der Umsiedlung der Menschen in die neue, moderne und saubere Stadt Liang oberhalb der 175 m-Marke. Andererseits eine turbulente Reise in die Vergangenheit ihrer Familie, die sie seelisch durcheinander bringt, der sie sich aber stellt. Beide Handlungsstränge finden letztlich noch eine dramatische Entwicklung in der Gegenwart und zu einem versöhnlichen Ende mit ihrem „Bruder“ Yueming.

Hong Ying verwebt die unterschiedlichen Handlungsstränge sehr gekonnt. Gegenwart und Vergangenheit werden in hoher sprachlicher Dichte, Lebendigkeit und Dramatik miteinander verknüpft. Ein spannendes, lesenswertes Buch, man muß sich nur auf die gedankliche Führung der Autorin einlassen.

Eckhard Kreier

Qiu Xiaolong: Das Tor zur Roten Gasse. Erzählungen. Deutsch von Susanne Hornfeck und Sonja Hauser. München: Deutscher Taschenbuch Verlag [dtv] 2009, 221 S. ISBN 978-3-423-21172-7. – € 9,95.

Charakteristisch für die bekannten Kriminalgeschichten von Qiu Xiaolong³ setzt auch dieser Titel mit dem Wort Rot einen Akzent mit der für den Autor ganz besonderen und vieldeutigen Farbe: „Eine Gasse ist etwas Bescheidenes, doch das Rot verleiht ihr Würde und Farbigkeit. Was schwingt bei diesem Wort nicht alles mit: Leidenschaft, Revolution, Opfer, Eitelkeit ...“.

Die vorliegende Neuerscheinung vereinigt 23 Erzählungen aus dem sozialistischen Alltag in Shanghai von 1949 bis 2005. Der Autor beschreibt

² In China ist es üblich, daß auch gute Freunde mit Verwandtschaftsbezeichnungen angesprochen werden, wie „Tante“, „Bruder“ etc.

³ Die ersten vier Krimis sind bei dtv erschienen: Tod einer roten Heldin, Die Frau mit dem roten Herzen, Schwarz auf Rot, Rote Ratten; Oberinspektor Chens fünfter Fall dagegen im Zsolnay-Verlag: Blut und rote Seide, wiederum von Susanne Hornfeck aus dem Amerikanischen übersetzt. Sie erhielt 2007 den Sachbuch-Übersetzerpreis des C. H. Beck Verlags für „Verräterische Bücher. Eine Verschwörung im alten China“ von Jonathan Spence.

die Rote Gasse als eine Wohnanlage, die einst als Teil der ehemaligen Französischen Konzession in dem für Shanghai typischen Shikumen-Stil aus Backsteinhäusern bestand. Da ihre Bewohner im Laufe der Zeit immer mehr zusammenrücken mußten, ist das Leben dort nie langweilig. Die Menschen weichen nach draußen aus und versammeln sich allabendlich zum Gespräch bei dem behördlichen Anschlagbrett am Tor ihrer Gasse, um zu debattieren und den Geschichten ihrer Nachbarn zu lauschen.

Der Autor – er lebt seit 1988 in den USA – verbindet seine chronologisch aufeinander folgenden Erzählungen über die Bewohner der Roten Gasse jeweils mit einem Meilenstein der kommunistischen Regierungszeit, beginnend mit der „Befreiung“ Shanghais am 25. Mai 1949, und den politischen Bewegungen und Kampagnen der 1950er und 1960er Jahre, wie der Landreform (1952), dem „Großen Sprung nach vorn“ (1958) und dem Beginn der Kulturrevolution (1966), als Mao Zedong auf dem Tiananmen-Platz acht Paraden abhielt, bei denen er insgesamt 13 Millionen Rotgardisten aufmarschieren ließ. Nach dessen Tod beginnt Deng Xiaoping, die Wirtschaftsreformen mit der Kampagne „Vier Modernisierungen“ anzustoßen, wobei sogar eingestanden wurde, daß der Partei in der Vergangenheit Fehler unterlaufen seien (1979).

Infolgedessen wurde in jenem Jahr Jiang Xiaoming, ehemaliger Bewohner der Roten Gasse und Held der Erzählung „Die Ziege aus der Jindynastie“, nach einundzwanzig Jahren Gefängnis in die Freiheit entlassen. Nachdem Mao 1957 die Intellektuellen aufgefordert hatte, sich frei zu äußern, „so wie hundert Blumen gemeinsam erblühen“, hatte Jiang damals – vertrauensselig – als Student über die „Wechselfälle der Geschichte“ referiert, worauf er als „Rechtsabweichler“ verhaftet worden war.

Qui Xiaolong erzählt wie beiläufig aus dem täglichen Leben der kleinen Leute in dem ihm eigenen heiter-gelassenen Ton, bis überraschend Willkür und Unterdrückung in ihr Leben eingreifen und Angst sie erfaßt. Realistischer und zugleich einfühlsamer kann der chinesische Alltag während des letzten halben Jahrhunderts kaum beschrieben werden.

Renate Jährling

Schmitt, Steffi: Shanghai-Promenade. Spaziergänge zwischen den Zeiten. 2. vollständig überarbeitete und ergänzte Auflage. Hamburg: Abera Verlag Markus Voss 2009, 555 S., reich illustriert. ISBN 978-3-934376-78-6. – € 29,90.

Rechtzeitig zur Expo 2010 erschien jetzt die zweite Auflage des Bestsellers „Shanghai-Promenade“

von Steffi Schmitt. Gegenüber der Erstauflage von 2003 zeigt sie eine ganze Reihe relevanter Verbesserungen. Zunächst wurde natürlich der Inhalt auf den neuesten Stand gebracht, was bei der rasanten Bautätigkeit in Shanghai schon eine Aufgabe für sich war. Die Papierqualität wurde verbessert, und die Bilder erscheinen jetzt im Farbdruck, was dem Buch ein ganz neues Gesicht gibt. Dazu ist jedem der Spaziergänge ein Straßenplan beigelegt, der es leicht macht, sich zu orientieren.

Wie schon in der ersten Auflage liefert die Autorin zunächst einen genau recherchierten Abriß der Geschichte Shanghais und seiner Entwicklung vom Fischerdorf zur „Stadt über dem Meer“ im Laufe der letzten Jahrhunderte. Ihr gelingt es, den Ablauf der Geschichte fortlaufend auf Spannung zu halten, z.B. durch das Einfügen zusätzlicher Geschichten und Begebenheiten, so daß der Leser das Buch kaum weglegen mag, um einmal eine Pause zu machen.

Im Rahmen der vierzehn beschriebenen Spaziergänge wird der Leser im Detail durch die einzelnen Stadtbezirke geführt. Die einzelnen Gebäude werden so genau beschrieben, wobei auch die Öffnungs- und Besichtigungszeiten nicht vergessen werden, daß man sich ein genaues Bild von jedem einzelnen Gebäude machen kann.

Das Bild Shanghais hat sich in den letzten Jahren grundlegend gewandelt und ist weiterhin in Veränderung begriffen, was darauf hinzielt, die ganze alte Stadt umzubauen, um eine neue Stadt zu schaffen, die in ihren Ausmaßen alles Dagewesene sprengt. Die einstigen Paläste der 30er Jahre des vorigen Jahrhunderts werden dann nur kleine Überbleibsel einer lange vergangenen Epoche sein, über die künftige Generationen nur noch in Büchern lesen können, und da ist „Shanghai-Promenade“ dann ein unverzichtbares Souvenir.

Hans-Peter Cortum

Vermischtes

Leserbriefe

Zu dem Bericht von Heyo E. Hamer „Zur Entwicklung der Partnerschaft der Tongji Medizinischen Universität ...“ im StuDeO-INFO September 2008, S. 22ff., möchte ich bemerken: Wenn ich die Skizze und den Text richtig verstehe, dann fehlen zwei kurze Stationen in dem „langen Marsch“ der Universität. Mein Vater, Prof. Dr. Eugen Flegler, lehrte von September 1936 bis zum Herbst 1938 an der Tung-Chi-Universität im Fach Elektrotechnik, anfangs in Woosung. Dann, nach den japanischen Angriffen, ich glaube Herbst 1937, kam der erste Versuch in Kihwa [heute Jinhua, Prov. Zhejiang] südlich von Shanghai. Als dann auch dort die japanischen Bombardements begannen (vermutlich gezielt auf die Universität, da das deutsch-chinesische Unternehmen gegen das deutsch-japanische Achsenbündnis verstieß), verließ man diesen Ort. Anfang 1938 ging es dann nach Kanchou [heute Ganzhou, Prov. Kiangsi] in der Nähe von Canton.¹

¹ Prof. Li Lezeng schreibt dazu am 4. Oktober 2009: Im Dezember 1937 mußte die Tongji Universität wegen neuer japanischer Angriffe weiter ins Landesinnere evakuiert werden. Die deutschen Dozenten reisten zuerst getrennt nach Shanghai, um mit ihren Familien gemeinsam Weihnachten zu feiern und sich dann von ihnen zu verabschieden. Da der Landweg im Krieg unsicher war, fuhren sie mit dem Schiff nach Hongkong und weiter bis Guanzhou/Canton. Es war geplant, daß sie weiterfahren, um mit der Tongji zusammenzutreffen. Das beiliegende Foto entstand am 18. Januar 1938 bei einem

Dort waren die Lebensverhältnisse so schlecht, daß man im Sommer 1938 beschloß, auch diesen Versuch abzubrechen. Viele der deutschen Professoren verließen dann China im November 1938 ganz.



An der Sun Yat-sen-Universität in Canton, 18. Januar 1938
Prof. Flegler obere Reihe, 3. von rechts

Die Familien blieben während der Versuche in Shanghai. Mein Bruder Wolfgang und ich besuchten während jener Jahre die Kaiser Wilhelm-Schule.

Gertraud Flegler, Kassel

Empfang in der Sun Yat-sen-Universität in Canton, wo damals einige deutsche Hochschullehrer tätig waren.

Hurra, das neue StuDeO ist da! Interessant wie immer. Jedesmal wenn etwas aus dem alten Niederländisch-Indien erscheint, fange ich an zu träumen! – Erstaunlich, daß noch immer neue Mitglie-

der zu verzeichnen sind. Verglichen mit früheren Heimtransporten, wie die nach dem Ersten Weltkrieg, war unsere „Marine Robin“ [1946] fast ein Luxusdampfer. Heinrich Jährling, Melbourne

Wir sind die beiden Enkel von Carl Heinrich Ludwig Schultz (geb. 1882 in Hamburg, verst. 1934 in Shanghai), Prokurist und ab 1922 Teilhaber der damaligen Firma Mee-Yeh Handels Compagnie, über den Sie im StuDeo-INFO Heft Sept. 2009 schreiben. Erst einmal einen ganz herzlichen Dank, daß Sie unseren Großvater und seine Firma auf diesem Weg erwähnt haben. [Die Verfasserin bittet um Nachsicht für die falsche Schreibweise des Namens Schultz.]

Unser Vater, Paul Heinrich Johann Schultz (geb. 1915 in Hankau, verst. 1989 in München), hat in den 70er Jahren folgendes über die Repatriierung und Rückkehr nach China 1919-1920 notiert:

„Um den deutschen Überseehandel zu zerschlagen, repatriierten die Briten uns blutige deutsche Hunnen 1919 via Suez nach Rotterdam per Blue-Funnel-Liner „Antilochus“ aus Liverpool, Holt & Co. Laut Hörensagen war es im Indischen Ozean

sehr heiß, überfüllt sowieso, manche schliefen auf dem Boden, und in unserer Kabine war noch die Hankauer Familie Glatzer, die Familie hatte mehrere Töchter. Bei der Fahrt durch den Ärmelkanal stand alles an Deck in Schwimmwesten wegen Minengefahr. [Das Foto auf S. 7 des Sept.-INFO zeigt demnach wohl die Sicherheitsvorkehrungen beim Passieren des Ärmelkanals.]

1920 ging es per japanischen Dampfer „Durban Maru“ wieder nach China, denn es gab keine deutschen Schiffe, die hatte die Entente als Kriegsbeute weggenommen. Die Japaner waren sehr kinderfreundlich, und ich weiß noch, wie ich im neuen Spielanzug lang auf das geteerte Deck gefallen bin, anschließend ging der Anzug über Bord, und ich wurde mit Benzin geschrubbt.“

Harald Schultz, München,
und Johann Schultz, Brunenthal

Die Repatriierung 1919 hat mich sehr interessiert, auch persönlich, weil meine Eltern und mein Großvater Conrad Ludwig Radunski mit seiner Familie davon betroffen waren. – Und dann die Flut in Tientsin 1939. Die ersten Tage ging es ja noch, da war das Wasser noch klar, und wir stiegen

mit Badeanzug und darüber gezogener Bluse hinein. Aber nach fünf bis sechs Tagen wurde das Wasser immer schwärzer, Unrat und Ratten schwammen umher. Es stank so entsetzlich, den Geruch bin ich bis heute nicht losgeworden.

Esther Unger, Starnberg

Zuschriften

Anne-Marie Chow antwortete aus Peking auf die Frage, ob sie ihren Strandurlaub am Gelben Meer etwa in dem geliebten Peitaiho verbracht habe: Peitaiho? Nein, da war ich nicht, weil das Wasser leider „ungenießbar“ geworden ist. „Es stinkt nach faulen Muscheln“, erzählte man mir, und deshalb mag man nicht mehr gerne dort baden. Ich bin mit meinem Sohn und seiner Frau ins Städtchen „Sonnenschein“ (Ri Zhao) gefahren, das etwa zwei Stunden (mit der Bahn) von Tsingtau/Qingdao entfernt liegt. Dort ist das Wasser noch so blau wie im Bilderbuch. Außerdem ist die Gegend noch nicht überlaufen, und daher sind die niedrigen Preise sehr angenehm. Ich kann leider nicht schwimmen, aber am Ufer zu sitzen und auf die betriebswilligen kühlen Wellen zu schauen ist auch ein

Genuß. Dort bin ich nur in Begleitung meines Sohnes ins Wasser gestiegen. Überhaupt, dort ist nur erlaubt bei Ebbe zu baden, da es sonst gefährlich ist. Tagsüber hatten wir eine Temperatur um die 40 Grad herum, aber das Wasser war eiskalt.

„Sonnenschein“ hat einen großen und schön eingerichteten Bambuspark. Bei dem furchtbar heißen Wetter mußte man darin eine Jacke überziehen. Der Eintritt kostete 35 Yuan, aber für Besucher über 60 ist der Eintritt frei, und ich hatte ebenfalls dieses Privileg. Übrigens, Rentner in Peking brauchen seit diesem Jahr keine Fahrgelder in öffentlichen Verkehrsmitteln zu bezahlen – auch ist der Eintritt in öffentlichen Parkanlagen und Galerien frei. Zu denen gehöre ich leider nicht wegen meines deutschen Ausweises.

Katja Mucks berichtet von einem herzlichen „Tientsin-Tsingtau“-Treffen in Kanada: „Ich kenne

jemanden, der auch in China geboren ist,“ sagte unser Freund Frank Schmidt.



Inge Huetter (li.) und Katja Mucks

Und so lernten wir uns kennen, anfangs durch häufige Telefongespräche, später, im August 2009, persönlich. Ein steter Gedankenaustausch bereichert unsere Freundschaft. Wir sind dankbar, daß wir uns kennengelernt haben, wir – die beiden ehemaligen Chinadeutschen.

Und so lernten wir uns kennen, anfangs durch häufige Telefongespräche, später, im August 2009, persönlich. Ein steter Gedankenaustausch bereichert unsere Freundschaft. Wir sind dankbar, daß wir uns kennengelernt haben, wir – die beiden ehemaligen Chinadeutschen.

In diesem Sinne möchten wir allen Lesern des StuDeO ein gesegnetes Weihnachtsfest und die besten Wünsche für das Jahr 2010 senden.

Inge Huetter geb. Mohrstedt aus Tsingtau, heute wohnhaft in London, Ont., Kanada – Schwester von Ulla Ulbricht (gest. 2002)

Katja Mucks aus Tientsin, heute wohnhaft in Toronto, Ont., Kanada – Schwester von Gertrud Leopold, Annemaria Rehder (gest. 1999) und Reimar Mucks (gest. 2007)

Ursula Ullmann meldete sich mit dieser Nachricht aus Qingdao: Nächstes Jahr bekommt auch die protestantische Kirche – wie 2008 schon die katholische – eine neue Orgel, beide entworfen und gebaut bzw. vorbereitet von der deutschen Firma Waldkircher Orgelbau Jäger & Brommer im Schwarzwald.

Der Anlaß ist das 100jährige Jubiläum am 23. Oktober 2010. Diese Kirche, zumindest das außergewöhnliche Gebäude, gilt irgendwie als Wahrzei-

chen der Stadt. Im Gegensatz zu St. Michael, deren Orgelneubau wohl vorwiegend durch die Steyler Mission in St. Augustin finanziert worden ist, wird für die Orgel der Christuskirche nicht nur um Spenden unter den chinesischen Protestanten geworben, sondern bei den Bewohnern insgesamt. Sogar das Stadtparlament und andere politische Organe haben sich für diesen Orgelneubau ausgesprochen, was auf öffentliche Zuschüsse hoffen läßt.

Allerlei

Sylvia Bräsel, Mitglied des StuDeO, erhält den Mirok-Li-Preis 2009 der Deutsch-Koreanischen Gesellschaft. Die an der Universität Erfurt lehrende Germanistin wird für ihre Lehr- und Forschungstätigkeit auf dem Gebiet der Kulturbeziehungs-forschung und der vergleichenden Literaturwissenschaft, für ihre Übersetzertätigkeit und die Förderung des Kulturaustausches sowie für ihre Betreuung von Austauschstudenten (Korea, China und Japan) geehrt.

Nach dem Studium der Germanistik und Geschichte mit Promotion an der Universität Leipzig war sie als wissenschaftliche Assistentin tätig. Auf Vermittlung des DAAD (Deutscher Akademischer

Austauschdienst) lehrte sie 1991 bis 1992 an der Beijing Foreign Studies University in Peking und danach als Associate Visiting Professor an der Yonsei Universität in Seoul.

Benannt ist die Auszeichnung nach dem koreanischen Schriftsteller und Kulturmittler Mirok Li (1899-1950), der von 1947 bis 1949 am Ostasiatischen Seminar der Universität München völkerverbindend wirkte. Bekannt wurde Li mit seinem Buch „Der Yalu fließt“, das 2008/2009 vom Bayerischen Fernsehen verfilmt wurde.

Die Preisverleihung fand am 10. November in einem Festakt der Deutsch-Koreanischen Gesellschaft im Kaisersaal in Berlin statt.

In seinem englischsprachigen Leserbrief unter der Überschrift „Stand up for Shanghai's treasures“ bezieht sich Spencer Dodington aus Shanghai auf einen Zeitungsartikel vom 25. Mai über das Peace Hotel und teilt dazu mit: Die Tatsache, daß die kunstvolle Inneneinrichtung zerstört und ersetzt wurde, ist eine Tragödie für die Stadt. Das Gebäude und der gesamte benachbarte Bund sind zwar gekennzeichnet mit dem Papiertiger-Attribut „Architektur-Erbe“, aber ein Verständnis für den zu erhaltenden Wert ist kaum vorhanden.

Im letzten Monat entdeckte ich in einem hiesigen Ramschladen gut 30 Gitterwerke aus den Innen-

räumen des Parterres und der acht Stockwerke – leicht erkennbar an ihrem hübschen Mix aus chinesischen und Art Deco-Elementen.

Ich überredete die Manager der Jinjiang Gruppe (die chinesischen Eigner des Gebäudes), die Gitterwerke von der Polizei beschlagnahmen zu lassen, aber wahrscheinlich gibt es über die Stadt verteilt noch viele andere grinsende Plünderer mit den von ihnen gestohlenen Kunstschätzen.

Wer erhebt sich und würdigt den öffentlichen Wert der architektonischen Schätze Shanghais? Die wahren Verlierer der zerstörerischen Renovierungen sind junge chinesische Designer, die kaum

mehr die Chance haben, von dem historischen Design-Stammbaum ihres Landes, speziell aus den

überaus kreativen 1920er und 1930er Jahren, zu lernen und sich konkret mit ihm zu befassen.

Wolfgang Tröger, von 1925 bis 1951 in Shanghai, hat seine Fotosammlung in eine DVD-Dia-Show „Shanghai Memories“ mit Untertiteln zu allen Aufnahmen, untermalt mit Musik von James Last, verwandelt. Geboten werden 430 Fotos meist guter Qualität von Gebäuden, Straßenszenen und Personen, die für Old Shanghai Hands besonders reizvoll sein dürften; Spieldauer 54 Minuten.

Die DVD bietet Wolfgang Tröger für Empfänger in Europa (SEPA-Raum) für 10,00 Euro incl. Versandkosten an. Die Kosten für Sendungen an Länder außerhalb des SEPA-Zahlungsraums richten sich nach den jeweiligen Versandkosten. Bestellungen nimmt ******* (Fotothek) entgegen. Beispiele aus der Dia-Show in vorliegendem Heft auf den Seiten 17, 28 und 29.

Suchanzeige

Prof. Li Lezeng sucht für seine Forschungsarbeiten am Institut für Deutschlandstudien der Tongji-Universität Shanghai Nachkommen von Dr. Oskar von Schab.

Als Nachfolger von Dr. Paulun hatte Dr. von Schab zwischen 1909 und 1919 an der Deutschen

Medizin- und Ingenieurschule eine wichtige Rolle gespielt. Nachdem er im März 1919 mit einem Repatriierungsschiff Shanghai verlassen hatte, kam er nie wieder nach Shanghai zurück und starb im Mai 1934. Dr. von Schab hatte eine Tochter namens Maria Oliphant.

Vereinsnachrichten

◆ Mitglieder

Dieses Mal fanden fünf neue Mitglieder zu uns. Wir begrüßen herzlich:

Wolfgang D. Bezold (lebt in Qingdao, Pyongyang)

Günter Bühler (1934-1942 bei Jember/Ostjava, 1943-1947 in Sarangan/Zentraljava)

Wiltrud Gohdes geb. Tiefenbacher (1923-1952 Shanghai)

Wolfgang Tröger (1925-1951 Shanghai)

Hans-Martin Zöllner (1932-1947 Molukken, Java)

◆ Adressenänderung

Bitte geben Sie – per Adresse Renate Jähring – bekannt, wenn sich Ihre Anschrift, Ihre Telefonnummer und/oder Ihre E-Mail-Adresse ändern.

◆ Archiv und Fotothek

Aus dem Nachlaß der 1915 in Hankau geborenen Edith Heinisch geb. Lindmeyer erhielt StuDeO die China betreffenden Dokumente, bestehend vor allem aus Briefen und Fotoalben voller glücklicherweise eindeutig bezeichneter Aufnahmen.

Eine vorzüglich aufbereitete Dokumentensammlung ging StuDeO aus dem Nachlaß von Uwe Jensen (1915-2007), dem Sohn des Leiters der Deutschen Schule Tientsin Hans Jensen und dessen Ehefrau Frieda, die dort ebenfalls bis 1937 als Lehrerin tätig war, zu. Sie enthält u.a. interessante originale Schriftstücke aus dem Privat- und Berufsleben der Eltern ab 1908.

Alfred Kröger (1896-1984), der von 1921 bis 1946 in Java und China, davon die letzten zwölf Jahre in Shanghai, als Kaufmann tätig war (siehe den dreiteiligen Bericht in den StuDeO-INFOs dieses Jahres), hat zeit seines Lebens Materialien mit persönlichem und zeitgeschichtlichem Bezug aus seinem Umfeld gesammelt. Diese chronologisch bzw. inhaltlich geordnete umfangreiche „Kröger-Sammlung“ wurde dem StuDeO von seinen Töchtern freundlicherweise zur Verfügung gestellt, woraus wichtige und besonders interessante Dokumente für das StuDeO-Archiv kopiert wurden.

StuDeO dankt den Genannten, allen weiteren Schenkern und Leihgebern und manchen anderen dafür, daß sie sich großzügig auf diese oder jene Weise für den Verein und seine gemeinnützigen Ziele einsetzen.

◆ Geschenkabonnement

Des öfteren möchten StuDeO-Mitglieder anderen Interessenten für längere oder kürzere Zeit, aber eben befristet INFO-Hefte zukommen lassen. Das Geschenk-Abo für ein Jahr kostet € 20,00. Das Bestellformular schickt Ihnen Elke Meller gerne zu (Adresse siehe Seite 2).

◆ Beiträge und Spenden, Überweisungsformulare

Besonders dankbar ist der Vorstand wiederum für alle Spenden, die in diesem Jahr eingegangen sind. A propos: Wie üblich liegen dem Dezemberheft an

die Empfänger in Deutschland Überweisungsformulare für das StuDeO-Konto in Hannover bei, um die Beitragszahlung einfacher zu machen. Das Formular will auch daran erinnern, den Beitrag für 2010 zeitig (und ggf. ausstehende Beiträge alsbald) zu entrichten.

Aus fast allen europäischen Ländern, z.B. auch aus der Schweiz, sind Überweisungen in Euro möglich. Dafür dient das SEPA-Formular (Single Euro Payments Area), das Sie bei Ihrer Bank bekommen und das die Angabe der IBAN- und BIC-Nummern des StuDeO-Kontos in Hannover verlangt. Sie finden die beiden Nummern mit allen übrigen Kontodaten auf Seite 2. Die Kosten für die Überweisung aus dem europäischen Ausland entsprechen denen einer Inland-Überweisung.

♦ **Achtung: Zahlungen in Nordamerika**

Zahlungen in US \$ und CAN \$ können weiterhin per Scheck an eine Adresse in den USA geleistet werden, jedoch nicht mehr an Franz Geyling, sondern ab dem 1. Januar 2010 an Bernd Sandt; Adresse siehe Seite 2, linke Spalte. Der Vorstand dankt seinem langjährigen Ansprechpartner Franz Geyling, der aus familiären Gründen seine Tätig-

keit für StuDeO aufgeben muß, herzlich für seinen Einsatz.

Bernd Sandt stellt sich vor: Ich wurde vor 82 Jahren in Shanghai geboren, wo mein Vater, Kaufmann aus Hamburg, seit 1922 tätig war. Meine gesamte Schulzeit verbrachte ich an der KWS. Wir waren die letzten, die 1945 ihr Abitur dort ablegen konnten. 1947 begann ich mein Chemie-Studium an der St. John's University. Im Herbst 1949, nach der Besetzung Shanghais, gelang es mir, mit dem letzten amerikanischen Schiff in die USA zu reisen, wo ich mein Studium an der Stanford University fortsetzte. Ich schloß 1951/1952 mit dem Bachelor- und dem Master-Diplom ab und trat in die Firma Du Pont ein. 1953 heirateten wir. Meine Frau Nancy und ich bekamen drei Kinder, Eric, Paul und Leslie. 1954 wechselte ich zur Patentabteilung und begann mein Jura-Abendstudium. 1958 wurde ich promoviert und ließ mich 1964 als Patentanwalt gemeinsam mit zwei Kollegen in Washington nieder. 1969 zogen wir nach Midland/Michigan, wo ich bei Dow Chemical hauptsächlich mit Prozessen in Patentsachen befaßt wurde. 1994 gründete ich die Firma Sandt & Associates, wo ich zeitweise noch mitarbeite.

Inhalt

Basisinformationen zu StuDeO	2
Grußwort des Vorstands	3
Alfred Mittag: Heiligabend bei der Grünen Drachenbrücke	3
Geburtstagsgratulationen	5
Verstorbene Mitglieder und Freunde	6
Susanne Hornfeck: Ein erfülltes Leben in Harmonie zwischen den Kulturen. Nachruf auf Ma Tsie (1916-2009) und Annemarie Ma (1920-2009)	7
Alfred Kröger: Als Kaufmann in Ostasien. 3. Teil: Zwischenstop in Hongkong und Weiterreise nach Shanghai	8
Edda Hachgenei: Meine ersten Monate in Batavia	11
Leo Nürnberger: Als Metzger in Fernost. Das abenteuerliche Leben des Anton Nürnberger	14
Berta Kleimenhagen: Die Schule für blinde Mädchen in Changsha/Hunan. 2. Teil	18
Ursula Ullmann: Zur Situation der Blinden und Sehbehinderten in China heute	22
China im Umbruch bis ins Jahr 1949. Wie Deutsche und Österreicher die kommunistische Machtergreifung erlebten	23
Buchempfehlungen	32
Vermischtes: Leserbriefe – Zuschriften – Allerlei – Suchanzeige	34
Vereinsnachrichten	37

StuDeO „Ostasien-Runden“ Hamburg

Sonnabend, 27. März 2010
und
Sonnabend, 30. Oktober 2010
um 12.00 Uhr

im Restaurant „NI – HAO“
Wandsbeker Zollstraße 25-29

Anmeldung jeweils bis spätestens eine
Woche vorher bei Peter Cortum

StuDeO-Runde München

(früher „Chinarunde“ genannt)

Samstag, 20. März 2010
und
Samstag, 6. November 2010
um 12 Uhr im

China-Restaurant CANTON
Theresienstr. 49 – erreichbar mit U2

Anmeldungen bitte richten an:
Marianne Jährling
Renate Jährling ***

Machen Sie Urlaub im Wolfgang Müller Haus

Das Wolfgang Müller-Haus des StuDeO, das Pfarrer Müller bis zu seinem Tod bewohnte, steht in der kleinen Gemeinde Kreuth inmitten herrlicher Berge. Eine Vielzahl von Wegen laden ringsum zum Wandern ein, und für Sportive bieten hohe Berge und steile Gipfel Anreize. In unmittelbarer Nähe, nur ein paar Autominuten entfernt, liegt der Tegernsee und hinter der nahen Grenze zu Österreich der Achensee. Andererseits bieten zahlreiche Gesellschaftsspiele im Haus sicherlich willkommene Möglichkeiten zur Muße.

Das eher kleine Haus war für zwei Personen konzipiert und besitzt zwei Einbettzimmer, ein großes Wohn/Eßzimmer, Küche mit Geschirrspülmaschine, Badezimmer mit Badewanne und Waschmaschine sowie eine Gästetoilette. Es ist vollständig eingerichtet mit allem – außer TV und Radio –, was man zum Leben braucht. Für weitere Gäste stehen Klappbetten und Matratzen bereit.

Gäste, die mit dem Auto anreisen, werden um Mitnahme eigener Bettwäsche gebeten. Mit der Bahn Anreisende können die vorhandene Wäsche benutzen. Handtücher etc. sind selbstverständlich vorhanden.

Die Anreise per Bahn erfolgt von München Hbf nach Ort Tegernsee; von da bis nach Kreuth (ca. 8 km) verkehren Bus oder Taxi. Die Bushaltestelle in Kreuth befindet sich an der Hauptstraße, von da bis zum Haus läuft man etwa 10 Minuten leicht bergauf.

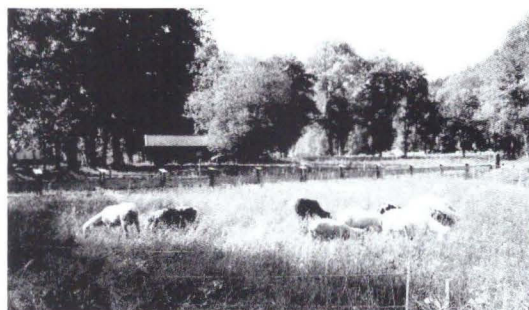
Anweisungen für die Benutzung des Hauses sommers wie winters und was beim Verlassen zu beachten ist, liegen aus. Die Schlußreinigung übernehmen die abreisenden Gäste selbst, d.h. sie hinterlassen das Haus so, wie sie es vorgefunden haben.

Unkostenbeitrag pro Tag bei bis zu 4 Personen pauschal 25,00 € (für StuDeO-Mitglieder), sonst 30,00 €; ab 5 Personen pauschal 30,00 bzw. 35,00 €.

Anfragen und Anmeldungen richte man bitte an Renate Jährling oder ***



Blick von der Wiese auf das Haus



Blick vom Haus auf die Wiese und die Berge

(***) Hinweis: der Klarname des Autors
erscheint nur in der Druckausgabe